Libellen

von dem Verfasser
des pythagoraeischen Bundes.

FRANKFURT a/M
bey Ferdinand Boselli
1814.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Meinen
verehrten Freunden
dem
Herrn Hofrath Andre
Herrn Kaufmann Ewald dem älteren
Herrn Kaufmann Gölzenleuchter
und
Herrn Hofrath Meyer
in Offenbach

mit dankbarer Erinnerung an die frohen, in ihrer Mitte zugebrachten Stunden geweiht

von dem
Verfasser.

Inhalt.

Seite

Die Libelle 1

Erzählungen.

Menschenwerth 5

Die Töchter der Natur 43

Die Reise in das Irrenhaus 55

Sesostris oder das schönste Fest 73

Ferdinand und Zaide 93

Beitrag zur Geschichte der Barbarei am Abend des achtzehnten Jahrhunderts. Aktenmäßige Geschichte 121

Zwei Geistergeschichten.

Das Zauberschloß. Ein Spiegel für Jungfrauen 135

Seite

Das Vermächtniß ... 161

Die drei Lehren ... 179

Gedichte.

Das neue Jahr. Ein Geſicht ... 105

Poetiſche Epiſtel ... 212

Auf Pfeffels Bild ... 217

Blumenlied ... 217

Die Begrüßung. Bruchſtück eines didaktiſchen Gedichts: Frankfurt ... 219

Lebensgenuß ... 230

Deviſen an Lidia ... 232

Huldigung ... 234

Charaden und Logogryphe ... 235

Die Libelle.*

An den Leser.

Siehst du jene schillernde Libelle,
Wie sie gaukelt um die Silberwelle,
Wie sie flattert an des Baches Rand?
Kaum erblickt, ist sie auch schon verschwunden,
Hat sich mit den Blumen dort verbunden,
Taucht sich in der Quelle Schimmerband.

---

* Wasserjungfrau, Wassernymphe, (Libellula nach Linné). Das bekannte geflügelte golden und grün schillernde Insekt, welches auf Blüthen in der Nähe von Quellen und Bächen am häufigsten gefunden wird.

Sorglos wiegt sie sich auf jungen Rosen
Um dann schnell mit Lilien zu kosen,
Saugt vom Veilchenblatt den Morgenthau
Und berauscht vom Geist der Blumendüfte,
Schwingt sie kühn sich in gewürzte Lüfte
Und — verschwindet in des Himmels Blau.

Sieh im Bilde, was wir freundlich bieten;
Die Erscheinung soll dich nicht ermüden,
Soll dich nur erheitern und erfreun;
Soll dir dann, hast du sie froh genossen,
Hat dein Sinn, dem ihren sich erschlossen,
Schnell entschwinden und — vergessen seyn.

Menſchenwerth.

Schon brach der Abend herein und röthete die Marmorbilder des Künstlers Melonion. Er lebte zu Byzanz unter der Herrschaft des zehnten Konstantins, und genoß als Mensch und Künstler die besondere Achtung der grosen Kaiserstadt.

Seine Werkstätte stand jedem Freunde der Kunst offen; er achtete es darum Anfangs nicht, als ein Greis im Silberhaare, gebückt unter der Last der Jahre eintrat und die vollendeten Meisterwerke betrachtete. Doch fiel ihm bald der edle Anstand des Alten, vereint mit den kurzen aber treffenden Urtheilen

über seine Kunstwerke auf. Durch ein sonderbares Ohngefähr traf es sich, daß diese gerade die berühmtesten Feldherrn des Zeitalters darstellten. Die Kriege mit den Arabern, welche stets nur vom Waffenstillstande unterbrochen, aber nie durch bleibenden Frieden geendigt wurden, gaben reiche Veranlassung, die Tapfern auszuzeichnen und sie in Erz und Marmor zu verewigen. Diese Unsterblichkeit seinen Treuen zu sichern, war Konstantins eifrigste Sorge. Sein Werkzeug war Melonion.

Dem Greis entging die auffallende Aehnlichkeit der Büsten mit den Originalen nicht und er wendete sich nach geendigtem Ueberblick zu dem Künstler.

Deine herrlichen Werke, welche ich hier erblicke, sind alle nur Helden geweiht. Wie kommt das? hast du vielleicht nur ihnen deine Kunst gelobt? Du irrest, erwiederte Melonion; ich liebe die Menschen, meine

Brüder zu sehr, um Helden allein zu verewigen. Daß du meine Werkstätte mit ihnen erfüllt schaueſt, iſt Sache des Zufalls und Berufs, nicht Vorliebe für ſie und ihre Thaten. Sieh hier, dieſe Büſte des Sokrates, dort, jene des Plato und fühle, daß ich auch wiſſenſchaftlichen Köpfen meine Kunſt und meine Huldigung weihe. Heil dem Künſtler! antwortete ihm der Greis, der nicht nur Kunſtfertigkeit, ſondern auch Seele beſitzt. Du würdeſt alſo, fuhr er fort, dem Treuen, Redlichen, unter welcher Form ihn auch das Schickſal auftreten ließ, willig deinen Meiſel widmen?

Sobald er treu und redlich war, wie gern! erwiederte Melonion. O! das war er, rief der Greis mit glänzenden Augen aus; du und ich vermögen es nicht im höheren Grade zu ſeyn. Und der Preis, Künſtler! fuhr er mit ſteigender Wärme fort, den du auf ein Denkmal von deiner Hand ſetzeſt?

Melonion forderte zwey tausend Goldstücke. Viel, sehr viel, sprach der Fremde, aber doch nicht mehr, als sein Denkmal werth ist.

Aber von wem sprichst du denn eigentlich? fragte jetzt verwundert Melonion. Ehe ich dir hierauf antworten kann, bemerkte der Greis, nur noch die einzige Frage an Dich: würdest du auch wohl ein anderes Wesen ausser dem Menschen, deiner Kunst würdig achten, sobald sein Leben nur Bewunderung und Liebe verdient?

Des Künstlers Verwirrung mehrte sich. Ein Geschöpf von anderer Art, als der Mensch! wen meynst du? Meinen Hund, erwiederte schmerzlich lächelnd der Greis. Melonion fuhr bey diesen Worten betreten zusammen, blickte mit sonderbarer Verlegenheit jetzt auf den Fremdling, dann auf dessen dürftige Kleidung, zuletzt auf den Boden, als suche er das wunderbare Geschöpf,

von dem die Rede war. Gleichwohl flößte ihm der edle Anstand des Greises und seine einsichtsvollen Urtheile zu viel Ehrfurcht ein, um jene Antwort für Spott oder Narrheit zu halten. Melonion schwieg einige Augenblicke, dann fragte er: ist dein Antrag Scherz oder Ernst? Heiliger Ernst, antwortete der Greis. Hast du ihn auch gehörig überlegt? — Reiflich! Auch die Unkosten welche damit verbunden sind? Auch diese! Und die Gewißheit, daß ich diese Arbeit, wenn ich sie anfinge, nicht fruchtlos unternähme?

Dafür soll dieser Stein dir bürgen. Hier zog der Greis einen Ring von sonderbarer Gestalt aus der Falte seines Kleides. Gegenwärtig war es mehr die Fassung eines Ringes, aber die Größe der leer gewordenen Fächer zeugte von seinem ehemaligen hohen Werthe, mehr noch die beiden letzten übrig gebliebenen Steine. Melonion, ein Kenner,

bewunderte in ihnen einen seltnen Schatz. Solche Steine konnte kein Mann von niederem, auch nur gewöhnlichem Stande besitzen.

Fremdling! rief Melonion nach einem langen durchdringenden Blick auf den Greis, ich beschwöre dich, mir zu sagen, wer du bist und was du von mir begehrst?

Meinen Wunsch kennst du, entgegnete dieser, meinen Stand dir zu entdecken, wäre bedenklicher. Doch es sey, aber zuvor schwöre mir, keinem Sterblichen das zu eröffnen, was du jetzt von mir erfährst.

Ich will es, rief Melonion mit gespannter Erwartung, obgleich schon mein Ruf dich überzeugen sollte. Nicht dein Ruf, der Blick auf deine Augen, deine Züge. Laß uns in ein einsames Gemach treten, um ungestöhrt deine Bitte gewähren zu können.

Melonion schloß seine Werkstätte, führte den Greis in ein stilles Gemach, setzte ihm

einige Erfrischungen vor und lud ihn dann ein, seine Erzählung anzufangen.

Mein Vater, begann der Fremde, war König von Indostan; ich Melai, sein ältester Sohn und der ungestöhrte, glückliche Erbe seines Thrones und seiner Schätze.

Schon hier wollte Melonion voll Staunen und Ehrfurcht seinen Sitz verlassen, aber lächelnd hielt ihn der Greis zurück, indem er sprach: ruhig mein Freund! Fürstenloos ist nicht beneidenswerth, sein Gehalt besteht darin: im Glück geschmeichelt, im Unglück verachtet, nach dem Tode getadelt und nur von wenigen Bessern erkannt und bemitleidet zu werden; möchtest du zu diesen letzteren gehören!

Mein Vater, fuhr Melai fort, war ein Held, das Schrecken der Nachbarn, die Furcht der Unterthanen. Meine Neigungen waren den seinigen gerade entgegengesetzt.

Mein Ziel, im Schooſe des Friedens mein Volk zu beglücken.

Er ſtarb; wenige Augenblicke vor ſeinem Tode ließ er mich noch einmal an ſein Lager rufen, zog dieſen Ring, das köſtlichſte Kleinod ſeines Schatzes vom Finger und ſprach in gebrochenen Worten zu mir: mit dieſem Ringe empfange die Herrſchaft über mein Reich; möchteſt du nie in Gefahr gerathen, daſſelbe zu verlieren. Allein, deine Neigungen machen mich beſorgt zum deine Zukunft. Du biſt zum friedlichen Unterthan, aber nicht zum Herrſcher eines groſſen Reichs gebohren. Wehe dir, wenn deine Völker deine Schwäche errathen, du wäreſt verlohren. Verſprich mir wenigſtens, nie dieſen Ring, deſſen Werth dir überall eine anſtändige Exiſtenz verſchafft, abzulegen. Ich verſprach es, er verſchied.

Meine Regierung begann mit Wohlthaten, wurde mit Preis und Jubel vergolten.

Mein Name ward denen des Titus und Mark Aurel angereiht. Man verglich mich in ſchmeichleriſchen Oden mit der Gottheit. War das Bedürfnis der Poeten recht hoch geſtiegen, ſo ſtand mein Name dem Namen der Götter voran.

Ich milderte indeſſen die Abgaben des Staates, erkaufte den Frieden ſelbſt mit Opfern und wachte im ſtrengſten Sinne oft für die Wohlfahrt meines ſchlummernden Volkes. Noch bey dem Leben meines Vaters, ward mir von der Geliebten meines Herzens ein Sohn. Sie ſtarb an den Folgen ihrer Entbindung. Die Liebe zur Mutter erbte auf das Kind fort. Mit ihrem Tode entſagte ich den Freuden des Genuſſes, ſo viele deren mir auch mein Harem verſprach. Doch nicht immer blieb ich dieſem Vorſatze treu. Einſt warf ſich vor den Stufen meines Thrones ein Mädchen nieder, wie ich noch keins erblickt hatte. Dem

Himmel entflohen, schien sie sich zur Erde gewendet zu haben, um die Sterblichen durch ihre Nähe zu beglücken. Bilde dir ein Ideal der vollkommensten Schönheit und du bleibst dennoch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Ich gewährte im Stillen, ehe der Wohllaut ihrer Stimme noch mein Ohr bezauberte. Sie klagte einen Oheim an, der sie an einen reichen, aber boshaften, dabey alten und misgestalteten Lüstling verkuppeln wollte.

Als ich ihr Gesuch erfüllt hatte, wendete sie sich züchtig von mir ab, um sich zu entfernen. Da rief ich sie zurück und redete sie also an: ich habe dich frey gesprochen, reizende Maya! wie die Gerechtigkeit es fordert; jetzt aber auch eine Bitte deines Königs an dich, bey deren Erfüllung oder Nichterfüllung dich jedoch durchaus nicht Dankbarkeit, sondern nur dein Gefühl leiten soll.

Würdest du wohl die erste Stelle in meinem Harem einnehmen?

Hoher Purpur goß sich bey diesen Worten auf ihre Wangen. Mein Monarch gebietet über mich, stammelte sie leise. Wenn ich aber nicht gebieten, nur wünschen wollte? erwiederte ich. Auch deine Wünsche, Herr! sind Befehle für deine Sclavin, entgegnete sie mit einem Blick, der mir den Himmel erschloß. Sie ward mein und herrschte allein in meinem Herzen; meinen Harem entließ ich. Einst wurde ein Mann vor das Gericht gebracht, dem man meuchelmörderische Absichten auf seinen Neffen Schuld gab. Sein Vertheidiger war — sonderbar genug — gerade dieser Neffe. Er widerlegte die Kläger so warm durch Schilderung der unzähligen Wohlthaten, die ihm sein Oheim erwiesen habe, führte die Sache des Beklagten mit solchem Feuereifer, bewies so viel Geist, Beredsamkeit und Kenntnisse, verbunden mit der edelsten Menschlichkeit, daß er mein Herz völlig gewann.

Ich erhob ihn aus seiner Niedrigkeit, lies seinen Fähigkeiten noch durch wissenschaftliche Bildung Reife geben und vertraute ihm dann nach einander die wichtigsten Staatsämter an. In jedem Fache war er brauchbar; überdies von solcher Treue und unerschütterlicher Redlichkeit, daß ich ihn zuletzt zu meinem ersten Veziere erklärte.

Mein Sohn wuchs indessen heran und war der schönste Jüngling meines Reiches, der gewandteste in allen männlichen und kriegerischen Uebungen. In diesem Körper wohnte eine, seiner, würdige Seele. Aus mehreren kleinen Feldzügen gegen benachbarte Rebellen kehrte er ruhmbedeckt zurück und dennoch blieb er der anspruchlose, bescheidene Jüngling, der gehorsame Sohn, wie zuvor.

Wer, o Künstler! hätte mich nicht nach allen diesen Ereignissen, für den beneidenswerthesten Sterblichen, wer mein Glück nicht für unerschütterlich halten sollen? Ein

Weib, ſo ſchön und gut! Einen Vezier ſo weiſe und geprüft; beide mit deſto ſtärkeren Banden an mich gefeſſelt, je tiefer ich ſie fand und je höher ich ſie hob. Einen Thronfolger, der meinen Tod weit mehr zu fürchten, wie zu wünſchen ſchien, geſchmückt mit den edelſten Tugenden; ein Volk das mich anbetete! Ruhe von Auſſen, Wohlſtand von Innen, in des Lebens ſchönſter Mitte, blühend und kräftig, wie ich war und dies alles noch mit dem höchſten Gut, mit einem ſchuldloſen Gewiſſen vereinigt!

Wie gränzenlos glücklich war ich damals! Wie nutzlos ſchien mir des ſterbenden Vaters Warnung und ſein letztes Geſchenk zu ſeyn; aber ach, wie nöthig ward es mir bald!

Zwar liebte ich mit der innigſten Gluth der Leidenſchaft, kannte jedoch die Zerſtöhrerin, jeder Seligkeit, die Eiferſucht nicht. Maya war Herrſcherin meines Herzens, aber auch, ſo ſehr mir Geſetz und Sitte

das Gegentheil verstattet hätten, Herrin ihrer Freiheit. An mehreren kleinen Festlichkeiten, welche durch unsere Liebe gewürzt wurden, vergönnte ich meinen Vertrauten Theil zu nehmen, unter ihnen war mein Vezier der erste und erhielt dann zwischen mir und Maya seinen Platz. Ich Thor! hätte ich nicht aus eigener Erfahrung wissen sollen, daß sie sehen und lieben, unzertrennlich sey?

Mir schien es nachher, als ob Ebn Machmud, der Name meines Veziers, Anfangs im Bewußtseyn dessen, was er mir schuldig war, gegen seine Neigung angekämpft habe, aber nur zu schnell verschlang diese furchtbare Leidenschaft, Dankgefühl und Treue. Ebn Machmud konnte sich, so lang ich den Thron von Indostan mein nannte, nicht mit der Hoffnung von Mayas Besitz schmeicheln; er sann also von jetzt an dar-

auf, mich zu ſtürzen und ſich ſelbſt zum Herr-ſcher jenes Reichs zu erheben.

Vor allem ſtrebte er, ſich einen Anhang unter dem Volke zu werben und es gelang ihm nur allzuſehr. Denn ſo treu mir die Friedlichen meiner Nation ergeben ſchienen, ſo waren doch dieſe gerade die unbedeutenſten zur Zeit der Noth. Entgegen ſtand mir zwar die kleinſte aber furchtbarſte Parthei meines Volkes, die Parthei der Krieger. Meine friedliche Herrſchaft entzog ihnen Ruhm, Beförderung und Beute, welches Alles ihnen ſo reichlich unter dem Scepter meines Vaters zu Theil geworden war.

Ihr Misvergnügen entging den Blicken meines Veziers nicht, er wiegelte ſie auf: Krieg und höheren Sold zu fordern; mich überredete er, beides ihnen hartnäckig zu verſagen.

Kaum hatte ich jedoch feſt und klar meinen Entſchluß ausgeſprochen, als er an ihrer

Spitze ſtand und im Tone des Rebellen zu mir ſprach. Empört über die Handlungsweiſe des Treuloſen mußte ich in das ſchrecklichſte aller Ereigniſſe, in einen Bürgerkrieg willigen. Meine Unterthanen ſammelten ſich um mich her, mein Sohn erhielt die Feldherrnſtelle. Er ſiegte zweimal; in der dritten Schlacht fiel er. Sein Leichnam wurde unter dem Wehklagen der Krieger in mein Zelt gebracht. Verzweiflungsvoll ſtürzte ich auf ihn, ſtrebte ihn zu erwärmen und mußte von den Umſtehenden gewaltſam entfernt werden. Da brachte mir ein vertrauter Sclave des Erblichenen ein Paket aus ſeinem Nachlaſſe. Es enthielt Briefſchaften welche unläugbar bewieſen, daß Ebn Machmud ſogar meinen Sohn in ſein Netz gezogen hatte, indem er ihm vorſpiegelte, Maya ſuche ſeinen Untergang, um ihre Kinder auf Indoſtans Thron zu erheben. Nur über die Theilung meiner Provinzen waren mein Sohn

und mein Vezier noch nicht einig; der erstere hatte die Schlacht, welche ihm den Tod brachte, nur gezwungen durch sein Heer geliefert und war gegen Ebn Machmuds ausdrücklichen Befehl, durch die Unwissenheit eines feindlichen Soldaten gefallen.

Hatte die Treulosigkeit meines Günstlings mich schon aufs Empfindlichste verletzt, wie sehr mußte mich jetzt nicht ungleich schrecklicher der Tod und die Schuld meines eigenen Sohnes verwunden!

Ich nahm nun selbst den Feldherrnstab. Mein Volk jauchzte, schwur, mir zu folgen bis in den Tod und abermals übertraf meine Macht die der Aufrührer bey weitem. Das nächste Treffen mußte entscheidend werden.

Die Heere trafen sich bald, denn mich beflügelte die Rache, Ebn Machmud die Liebe. Im Hochgefühl meiner guten Sache drang ich an der Spitze meines rechten Flügels in die Feinde, den linken führte ein erprobter

Krieger, der einst von meinem Vater zum Tode verurtheilt, von mir aber errettet worden war. Dem Racheengel gleich stürzte ich Alles vor mir nieder; kaum sahen mich meine treulosen Unterthanen, so flohen sie; das feindliche Heer wich in regelloser Verwirrung. Jetzt war die Schlacht im heftigsten Wüthen, der Sieg schon in meinen Händen; da ging jener Feldherr, der mir sein Leben dankte, bestochen von glänzenden Verheissungen, zum Feinde über, mit ihm der Theil des Heeres, welchen er führte. Nun wandte sich Ebn Machmud, der alles vorbereitet hatte, gleich dem Sturmwinde mit dem flüchtigsten Theile seiner Reiterei, fiel meine siegenden Truppen von der Seite an und erdrückte die Staunenden durch seine überlegenen Massen. Meine Armee ward geschlagen und ich in weniger als einer Stunde von der höchsten Stufe menschlicher Größe in den Staub gestürzt.

Mit dem Blick und Ton der Verzweiflung floh ich in Mayas Zelt, rief ihr zu, ihre Kleinodien zu sammeln, sich aufs schnellste Roß zu setzen und mir in die nahe gelegne Feste zu folgen.

Mit einer, mir damals unbegreiflichen Ruhe, erwiederte die Elende mein Ansuchen durch den Rath, mich dem Sieger zu unterwerfen und erbot sich, sein Mitleid zu erflehen, erbot sich — — erlasse mir's Melonion! dir zu sagen, zu was sich die Verworfene erbot. Es sey genug, daß ich auch sie treulos und als Verrätherin erkannte. Hier vermochte ich indessen meiner Wuth keine Gränzen mehr zu setzen, ich zückte den Dolch, um die Schändliche zu durchbohren. Sie rief um Hülfe; mehrere Anführer meines Heeres drangen in das Zelt und jetzt erkannte ich zum erstenmal die Verwandlung, welche mit mir vorgegangen war. Noch vor wenigen Stunden, wäre der, gegen den sich

mein Arm erhoben hätte, von tausend Schwerdtern zugleich durchbohrt worden; jetzt fiel man mir in den Arm, entfernte die Treulose und entwand mir das Eisen. Zwar schien dies Benehmen meiner Untergebenen, ein Zureden der Besänftigung zu seyn, noch hatte Alles zwar, was sie begannen, die Form der Unterwerfung, die Miene der Ehrfurcht; allein deutlich erkannte ich durch diesen Schein, die traurige Wahrheit. Ich konnte auf Niemand mehr zählen. Indessen meldeten mir Boten über Boten die völlige Flucht meines Heeres und Ebn Machmuds schnelle Annäherung. Ich warf mich auf mein edelstes Roß. Wer mich liebt, der folge mir, rief ich den verlegenen Kriegern zu. Aus meinem ganzen Heere, das noch an Siebenzig tausend zählte, begleiteten mich ohngefähr fünfzig. Die Feste, in welche ich flüchten wollte, war eine starke Tagreise weit entfernt. Ein Wald lag dazwischen, die

Nacht brach herein. Wir ritten, als ob die Feinde uns ſchon an den Ferſen wären; die Mitternacht war vorhanden, unſere Pferde vermochten nicht weiter, wir mußten Halt machen. Noch einmal überblickte ich hier meine Gefährten, ach! und aus fünfzig waren zehn geworden. Müdigkeit und Reue hatten die übrigen zurückgehalten. Ich lachte laut bey dieſem Anblick, aber dieſes Lachen zerriß mir ſelbſt die Seele; ſtumm, warf ich mich ins Gras. Um mich her lagerten meine Begleiter. Gram und Sorge, Rache und Lebenshaß wüthete jetzt in meinem Inneren, doch die Natur iſt ſtärker als alle Leidenſchaften. Ermattung und Hunger ſchloſſen meine Augen. Mit dem Beginnen des Tages erwachte ich, ſprang auf, blickte um mich her und ſah Niemand. Alle meine Begleiter waren entflohen. Nur mein Hund lag zu meinen Füßen, in einiger Entfernung weidete mein Pferd. — — Hier hielt der

Greis einige Augenblicke mit ſeiner Erzählung ein, ſchöpfte Athem und fuhr dann mit erheitertem Antlitz fort.

Wohl mir, daß ich ſo weit mit der Schilderung meines Geſchicks und ſeiner Schöpfer bin; laß uns die Elenden vergeſſen, um zu einem Weſen beſſerer Art, zu meinem Hunde über zu gehen. Vernimm alſo Folgendes von ihm. Unter allen Arten der Jagd, liebte ich die Tigerjagd am meiſten, da ſie mir die zuträglichſte für das Wohl meiner Unterthanen ſchien. Auf einer dieſer Jagden erblickte ich einen jungen aber ſehr muthigen Hund, halb zerfleiſcht in ſeinem Blute. Der Hund hatte einen groſſen Tiger in demſelben Augenblicke getödtet, als dieſer ihn zu erwürgen im Begriffe war. Das winſelnde Thier jammerte, ich gab Befehl es aufzuheben und goß Tropfen ſeines trefflichen Balſa..., den ich gegen gewaltſame Verletzungen ſtets bey mir führte, in

ſeine Wunden. Unter den Schmerzen, die ſichtbar abnahmen, leckte das dankbare Thier ſchmeichelnd meine Hand. Der Hund genas. Sobald er völlig wieder hergeſtellt war, brachte man ihn zu mir. Er kannte mich und als wüßte er, daß ich der Retter ſeines Lebens geweſen wäre, liebkoßte er mich mit ausgelaſſener Freude und verließ mich von dieſem Augenblicke an, nie wieder. Am Tage mein Gefährte, des Nachts mein Wächter, folgte er mir überall, ins Lager und ſelbſt auf die Flucht. Ihn allein fand ich noch bey mir, als alle mich verlaſſen hatten, die nur fliehen konnten.

Halte es nicht meiner unwerth, wenn ich dir hier offen geſtehe, der ehemalige Herrſcher Indoſtans ſchloß jetzt mit Thränen im Blick den einzigen ihm treu gebliebenen Freund brünſtig in ſeine Arme. Dann ſchwang ich mich auf mein Roß und verfolgte meine Flucht; doch war mein Streben nicht mehr,

die Feste zu erreichen. Mein Gefühl sagte mir's deutlich, daß ihre Thore sich mir nicht mehr erschließen würden. Es scheint unglaublich, daß ich einzelner Flüchtling unerkannt durch das Getümmel des Aufruhrs kommen konnte; allein mich schützte ein schlechtes Kleid, ein einfacher Turban und vor allem die Hand dessen, der Gerechtigkeit lohnend und strafend über die Sterblichen übt. Mein Plan war, unerkannt bis nach Persien vorzudringen, und ich mochte ohngefähr noch zwanzig Meilen von der Gränze entfernt seyn, als ich einst des Nachts in einem einsam stehenden Landhause um Herberge ansuchte und sie erhielt.

Ich saß am Tische und verzehrte mein einfaches Nachtmal in der Mitte zweier betagten Landleute, als raschen Schrittes ein junger Krieger eintrat, welcher so eben von dem letzten Feldzuge heimkehrte und mit lautem Jubel von den entzückten Eltern

begrüßt wurde. Bald nach den erſten Umarmungen des Wiederſehens mußte der junge Held von ſeinen Thaten erzählen. Man erkundigte ſich, weſſen Parthei er angehöre, wo der neue Monarch ſich befände, wie es dem alten erginge? und dergleichen Fragen mehr. Der Jüngling hatte ſich unter denen befunden, welche während der Schlacht zu Ebn Machmud übergegangen waren; er pries die Milde des neuen Fürſten und nannte einen ungeheueren Preis, der auf meinen Kopf geſetzt ſey. Du wirſt fühlen, welche Empfindungen während dieſer Erzählung in meiner Seele wogten.

Ich hatte indeſſen gleich Anfangs meinen Platz ſo genommen, daß ich im Schatten ſaß; nur mit Anſtrengung konnte deshalb der junge Krieger mir ins Angeſicht ſchauen und auch da war es ſchwer, meine Züge zu unterſcheiden. Er betrachtete mich jedoch aufmerkſam, ſprach dann einige leiſe

Worte mit seinem Vater, unter denen ich nur das eine: »verdächtig« verstand. Bald darauf verließ er das Zimmer. Mehr bedurfte es nicht, um mich besorgt für meine Sicherheit zu machen. Ich stellte mich daher, als ob ich mich zur Ruhe begeben wollte, ergriff aber einen Vorwand, um noch einmal hinauszugehen, eilte in den Garten, schwang mich über die Mauer auf mein Roß, das ich an der Pforte angebunden hatte und eilte davon.

Kaum war ich einige hundert Schritte entfernt, so schlug Murkim, mein treuer Hund an, ich blickte hinter mich und sah beim Schimmer des Mondes einige weisse Punkte, die sich mir zu nähern schienen. Es waren Männer, welche mich zu erreichen strebten. Ich verdoppelte die Schnelligkeit meines Pferdes, vermied die Landstraßen, wählte unwegsame Gegenden und befand mich mit Anbruch des Tages in einer unabsehbaren

Sandwüſte. Ich ritt immer weiter, aber bald ſendete die Sonne glühenden Brand herab und als ſie über meiner Scheitel ſtand, da ſank mein Roß ermattet nieder. Ich trieb es an, ſich aufzurichten, doch vergebens!

Auch du verläſſeſt mich, treues Thier! rief ich aus, indem ich ihm Gurt und Zügel löſte: doch ſchwand bei dir der Wille nicht früher als die Kraft und auch hier beſchämſt du die Treuloſen, die mich umgaben. Was hätte ich nicht darum gegeben, die Kräfte des armen Thieres wieder herzuſtellen! Mit Thränen ſchied ich von ihm und ſetzte von jetzt an meine Reiſe zu Fuß fort. Doch waren am Ende des dritten Tages meine Kräfte erſchöpft, die Wüſte aber noch nicht zu Ende. Jetzt ging die Sonne unter; kein Geſang der Vögel, kein Jubel lebendiger Weſen feierte dieſes große Schauſpiel; in der ganzen Schöpfung um mich her lebte nichts auſſer mir als — mein Hund.

Kein Abendroth ſäumte den Horizont, denn die Luft war dunſtlos, kein Thau befeuchtete die Erde, denn alles umher war verbrannter Sand. Traurig warf ich mich an einem dieſer Sandhügel nieder und ſprach zu meinem Hunde, der ſich an meine Seite ſchmiegte: hier laß uns ruhen und ſchlummern den ewigen Schlaf. Murkim ſah mich bey dieſen Worten wedelnd an und wimmerte. Auch er hatte den ganzen Tag über noch nichts genoſſen. Meinen letzten Biſſen hatte ich am verfloſſenen Abend treu mit ihm getheilt. Weinend bog ich mich jetzt über ihn, drückte ihn an mich und rief: wie gern würde ich abermals mit dir theilen, beſäſſe ich nur ſelbſt Etwas! Als verſtünde Murkim dieſe Worte, ſo blickte er mich jetzt an, wedelte noch einmal, ſprang ſchnell auf und eilte davon.

Du haſt Gefühl, Melonion! darum wird es dich nicht wundern, wenn ich dir

ſage, daß unter allen Unfällen, mich dieſe Flucht am härteſten ergriff, daß ich ihr unterlag. Auch du endlich! rief ich aus; mein Gefühl betäubte mich, ich ſank bewuſtlos zur Erde. Wie lange ich mich in dieſem Zuſtande befand, kann ich nicht genau beſtimmen, doch mußte er mehrere Stunden angehalten haben, denn ſchon war der Tag wieder angebrochen, als ein Winſeln und Zupfen mich weckte. Mühſam ſchlug ich meine Augen auf und erblickte, o der Wonne! meinen zurückgekehrten Freund. Er war mit Blut befleckt und zu meinen Füßen lag ein Thier unbekannter Art, einem Kaninchen nicht unähnlich. Als Murkim ſah, daß ich erwacht war, faßte er das Wild mit den Zähnen, ſprang auf mich zu und legte es wedelnd in meinen Schoos. Ich ward hierdurch vom Hungertode errettet.

Freilich war das, was er mir darbot, kein königliches Mahl, aber keins von allen,

welche ich ehemals im Glanze meines vorigen Standes genoß, hatte so köſtlich mir gedünkt, mich ſo kräftig erquickt, als dieſe wenigen rohen Biſſen. Neu geſtärkt ſetzte ich jetzt meine Wanderung fort, ſah mich am Nachmittage auf einer etwas betretenen Straße, am Abend auf Perſiſchem Grund und Boden und mit dem nächſten Morgen in einem kleinen Städtchen. Das wenige Gold, welches ich noch beſaß, war hinreichend, mich durch Anſchaffung anderer Kleider noch unkenntlicher zu machen und durch kräftige Nahrungsmittel mich wieder zu erholen. So lebte ich einige Wochen verborgen in der Hütte eines Taglöhners. Nach Ispahan, der Hauptſtadt Perſiens beſchloß ich jetzt zu reiſen. Doch war dies ohne Geld unmöglich. Mit vieler Mühe brach ich deshalb den erſten Stein aus dem väterlichen Ring. Das, was ich dafür erhielt, ſetzte mich in den Stand, mich nebſt einem Kameel, das mich

trug und meinem treuen Murkim, einer Karavane, welche dahin abging, anzuſchließen. Ich hatte das Aeuſſere und den Ton eines Kaufmanns angenommen und wurde darum unter der Menſchenmenge kaum bemerkt.

Als wir in der unermeßlichen Stadt ankamen, erblickten wir ein ungewöhnliches Getümmel. Alle Straßen waren mit Menſchen erfüllt. Wir fragten, doch ehe man uns noch die Urſache dieſer Erſcheinung erklären konnte, wogte die Menſchenmaſſe ſtärker und ich ſah — was noch jetzt mich in der Erinnerung mit Schaudern erfüllt.

Der Geſandte meines Nachfolgers, des Räubers meines Throns, hielt ſeinen Einzug in Ispahan. Dieſer Geſandte war einſt einer meiner vertrauteſten Lieblinge, hatte mir oft beim fröhlichen Mahle unerſchütterliche Treue bey allen Stürmen des Geſchicks geſchworen und jetzt trug ihn mein weiſſer Leibelephant und der Zweck ſeiner

Sendung war — meine Auslieferung von dem Persischen Hofe zu verlangen, da man mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthete, ich habe dieses Land zu meinem Zufluchtsorte erwählt.

Einst hatte ich Persiens König, bey einem gefährlichen Aufstande, durch Hülfstruppen, auf dem Thron erhalten; er dankte mir Reich und Leben; mein Lohn dafür war, daß er jetzt, um sich den Sieger zu verbinden, durch öffentlichen Ausruf an allen Strassenecken Ispahans, einen hohen Preis auf meinen Kopf setzen und die genaueste Beschreibung meines Aeusseren hinzufügen liess.

Ich hörte diesen Ausruf selbst, erstarrte Anfangs; doch tröstete ich mich, als ich die Schilderung meines Aussehens vernahm, daß dieselbe auf meine jetzige Hülle, mein verbranntes, durch Kummer und Gefahren entstelltes Antlitz durchaus nicht passend sey.

Mein Bild, wie es entworfen wurde, sah dem, wie es gegenwärtig war, so durchaus unähnlich, daß ich ungefährdet noch einen ganzen Monat in Persiens Hauptstadt weilen konnte.

Dann zog ich ruhig und sicher, immer noch in der Rolle des Kaufmanns weiter, bis ich hierher nach Konstantinopel kam. Hier kaufte ich mir ein Häuschen, daß ein niedlicher Garten in einer einsamen Gegend umschloß. Die Wartung meiner Blumen, die Pflege meines einzigen Freundes beschäftigt mich seit sechszehn Jahren, indem ich nur dadurch wahrhaft glücklich bin, daß ich entfernt von einem Geschlecht lebe, welches meinen vollen Abscheu verdient. Was ich bedurfte, besaß ich, Dank sey es der Fürsorge meines sterbenden Vaters, durch meinen Ring; nie habe ich mich binnen dieser sechszehen Jahre zu einer Bitte erniedrigt, nie mir die Last meiner Krone zurück gewünscht,

nie mein Geſchick angeklagt; nie ſogar wieder eine Thräne vergoſſen.

Erſt heute geſchah dies, denn mit dem Anbruch des Morgens ſtarb mein einziger Gefährte, mein Freund, mein Retter. Das Alter rieb ihn auf; noch in den letzten Zügen wedelte er und blickte mich an; ſo verſchied er. —

Hier ſchwieg der Greis einige Augenblicke, dann fuhr er fort: meine Geſchichte iſt zu Ende; noch ſind die beiden köſtlichſten Steine meines Ringes vorhanden; der kleine genügt mir, um die wenigen übrigen Tage meines Lebens zu friſten; nimm du den größeren und ehre durch deinen Meiſel ein Weſen, das freilich nur ein Hund war, aber wahrlich! edler als viele, die mit Diadem und Scepter prangen.

Des Künſtlers Augen füllten ſich während der Rede des Alten häufig mit Thränen und jetzt da Melai ſchloß, begann Melonion.

O Monarch! rief er — Nicht Monarch, unterbrach ihn Melai, nur Menſch und unglücklich. Edler, unglücklicher Greis, fuhr Melonion fort, dein Schickſal hat mich tief gerührt! Nimm den innigſten Dank dafür, daß du mein Talent, einen Gegenſtand zu verewigen würdigſt, der freilich Anfangs meiner unwürdig ſchien, mir aber jetzt theurer iſt, als das Mauſoleum manches Fürſten. Nur zwey Bitten gewähre mir zuvor. Und dieſe wären? fragte der Greis.

Behalte dieſen Juwel, denn ich bedarf deſſen nicht, da mich der Himmel und meine Kunſt reichlich geſegnet hat und dann — werde mein Freund, mein Gefährte, Herrſcher dieſes Hauſes. So gerecht dein Haß gegen Alles, was Menſch heißt, iſt, ſo vergönne mir doch den Verſuch, dein Herz zu heilen und ihm den Glauben an Menſchenwerth ſey er auch noch ſo ſelten, wieder einzuflößen. Sey mein Vater und Gebieter

meiner Habe und ſieh dann unter deinen Augen ſich das Denkmal bilden, welches deinen Liebling ehren ſoll. So weit Melonion.

Weinend ſank ihm der edle Greis in die Arme, nahm des redlichen Künſtlers Erbieten an und ihm ward an Melonions Seite, nach den Stürmen des Lebens, ein heiterer Abend. Murkims Marmorbild, dem nur Leben fehlte, ward der unveräuſſerliche Schmuck von Melonions Werkſtätte.

Die Töchter der Natur,

Allegorie.

Aus dem

Archive des pythagoräiſchen Bundes.

Als vor Jahrtauſenden aus der Hand der Natur Menſchen ihr Daſeyn empfingen, wurden ſie mütterlich von ihr geleitet. Die Erde war ein Eden und die ſchuldloſen erſten Bewohner derſelben kannten kein Misgeſchick. Huld und freundliche Zuverſicht lächelte jedes Auge dem andern und die Rede des Mundes war Erguß des Herzens. In himmliſcher Eintracht lebten ſie glückliche Tage.

Indeß wuchſen die drei Töchter der Natur: Schönheit, Weisheit und Stärke heran, und wollten die Menſchen beherrſchen. Auch war es der Wille der

Mutter; nur sollten in holder Schwesterngemeinschaft den Scepter sie führen; doch das gefiel nicht der Schönheit, gefiel nicht der Stärke. Jede forderte den Vorrang zuerst.

Mich, sprach die Schönheit, nennt man mit Recht, Schöpferin der Freude. Meine Gegenwart entzückt die klagenden Erdebewohner. Wo ich nicht bin, da pflanzt die Langeweile ihr Schlafgemach auf. Ich sollte die Menschen beherrschen, mir allein würden sie willig dienen. —

Aber die Stärke versetzte: Das wähnst du, Schwester! denn sprich! weicht nicht alles meiner drohenden Rechte? Erhebt vor meiner Gewalt nicht die Erde in ihrer Veste? — bin ich's nicht, die den Weltenbau hält, und würdest du selbst nicht ohnmächtig hinsterben, wenn ich nicht dich immer dir gleich erhielt.

So eiferten die Schwestern widerein-ander und die Stärke forderte die Weisheit auf, den herrschsüchtigen Kampf zu entschei-den. Sie sprach zu ihr: Die du untrüglich der Ewigkeit Rath erforschest; gieb der Wahrheit die Ehre; sprich, wem gebührt der Vorrang? — Aber die Weisheit lächelte hold, sah auf die Schwestern herab und schwieg, sich ihrer Größe bewußt.

Da giengen die beiden Beschämten zur Mutter Natur und klagten, daß die Schwe-ster den Streit nicht schlichten wolle. — Wohlan denn, sprach Mutter Natur, zeigt, was ihr vermögt, ich gebe euch die Men-schen. — Dir, Schönheit, mit deinen ent-zückenden Reizen, dir ihre Herzen zu suchen. Dir, Stärke, mit dem gewaltigen Arm zum Ziele des Glücks sie zu führen. Geht, zeigt, was ihr vermögt!

Nun giengen die Schwestern, die Schön-heit voran. Unwiderstehlich zog sie den

Blick des Mannes auf sich, weckte im Innern seines Herzens schlummernde Triebe. In dem süßen Gefühl der Anmuth vergaß er der Mühe des Lebens, konnte nur schauen und empfinden, nicht handeln. — Noch ruhten die Triebe sittsam und bescheiden, aber die erwachende Freude rief zum Tumult sie auf. Sie folgte dem Rufe: Wild und ungestümm rannten sie wiedereinander, jeder drängte sich vor und wo die Freude sich sehen lies, da sandten sie ihr das Verlangen in bittender Stellung entgegen. An einer seidenen Schnur zog dieses das Menschengeschlecht hinter sich her und rieth ihnen, mit der Freude zu buhlen. Die Menschen folgten dem Rathe; die Freude nahm lächelnd sie auf und fesselte schmeichelnd noch fester sie an die Schnur des Verlangens. Da wurde die Wollust gebohren. Nun wollte der Mann auch besitzen, genießen, was er schön fand; das konnte ihm die

Schönheit nicht geben. Da trat die Stärke hervor, bewaffnete ſeinen Arm und machte ihn zum Herrn des Wehrloſen. Vor ihrem Dräuen erbebten die Kinder der Erde und räumten ſchüchtern ihr ein, was ſie mit Ungeſtümm heiſchte.

So giengen Jahrhunderte vorüber und das Menſchengeſchlecht wünſchte was Schönheit ihm anprieß, wollte, was es wünſchte, erdroht' und erfocht', was es wollte, und plötzlich erhoben ſich in dem Getümmel, der Thorheiten Menge.

Um einen Kuß vom Weibe ließ der Mann die Heerde verwildern, um einen Blick auf blumenbeſäete Fluren, that er Verzicht auf die Bebauung des Landes, und die ihn ſchützende Stärke entrüſtete Mann gegen Mann, deckte die Gefilde mit Todten und färbte rieſelnde Bäche mit Menſchenblut.

Da wandte die Schönheit ſich weg und ließ den Undankbaren nur den Schimmer

von ihr und das Verlangen in tausend Gestalten.

Noch strebte die Stärke empor, wüthete, kämpfte und in Wuth zerriß sie das von ihrer Mutter so fest geknüpfte Band der Gleichheit unter den Menschen. — Schon lange hatte in seinem Hinterhalte das Verderben gelauscht, die Menschen von der Erde zu tilgen. Jetzt nahm es den Augenblick wahr und sandte seine Mutter, die Herrschsucht voran. Diese hielt dem Manne das Unkraut des Vorrangs dar. In langen Zügen sog er die epidemische Krankheit ein; hoch und schwer wühlte sein Puls, dann heftiger und schneller; sein Auge funkelte, er raßte, und nun verkannte er am Menschen das Bein von seinem Bein, das Fleisch von seinem Fleisch. — Die Seuche griff um sich; schon waren Tausende gefallen und noch des Elends kein Ende. — Stets zahlreicher bestürmte das Heer thörichter Wünsche

die Herzen der Menschen; da waren Güter vonnöthen; sie erstrebte der Mensch und schuf mit eigenen Händen die unersättliche Furie, die Habsucht. Sie gab dem Gewissen den goldnen Schlaftrunk und barg es in ein felsigtes Grab. Dort schlief es den ehernen Schlaf und niemand durft' es erwecken, denn vor dem Grabe desselben stand die Gefahr mit heimlichen Waffen, zu ihrer Rechten donnerte die Ungnade der Großen und an ihrer Linken zischelte das Gespötte des Volks; vor ihnen gaukelte der geschäftige Selbstbetrug. Tausende sahen ihm ins Auge, hielten ihn für das erweckte Gewissen, giengen ruhig heim, und ließen's beim Alten.

Lange hatte die Göttin der Gemeinschaft unter den Menschen friedlich gewohnt; doch jetzt brachen die Ureltern der Zwietracht, das Mein und Dein, plötzlich in ihr Gebiet und fesselten die Gute mit eisernen Banden

an das felsigte Grab des Gewissens für Jahrtausende. — Auch schwand die kaum noch athmende holde Zufriedenheit dahin und sank in das Grab des Gewissens. — Da vermißten, da suchten die Großen und Niedern der Erde sie wieder, klagten über den Verlust uud traten sie selbst unwissend mit Füßen.

Doch nun erbarmte sich Mutter Natur. Sie rief ihre Tochter, die Weisheit zu sich und sprach: Sieh! meine Tochter, wie deine Schwestern, die Menschen vor dem Verderben zu sichern, zu schwach sind. Lange schon birgt die Schönheit ihr Antlitz und der Gräuel der Verwüstung verrennt ihr den Weg zu den Herzen der Menschen. Die sich noch haltende Stärke ist auch im Begriff zu entfliehen und dann werden sie sicher erliegen unter der Last der Mühseligkeiten, die sie sich selbst schaffen, wenn du sie nicht leitest und schützest.

Da rief die Weisheit die Schwestern und redete freundlich sie an: Seht ihr es nun, wie wenig ihr ohne mich vermochtet? Vereinigt konnten wir vieles; getrennt — das habt ihr erfahren. — Du Schönheit, konntest entzücken, aber den Genuß des Entzückens konntest du nicht geben. Das konntest du, Stärke, aber zum Unglück ohne Prüfung, ohne Wahl. Wenn du, Schönheit! süße Wünsche einflössest; wenn du, Stärke! was ich dafür, und darwider dir rathe, befolgest; dann und nur dann können wir Menschen beglücken.

So sprach sie; die Schwestern verstummten. Betroffen hefteten sie den reuigen Blick zur Erde, das rührte die Weisheit. Nicht also, fuhr sie fort, laßt uns vielmehr schwesterlich thätig seyn, den Schaden zu heilen. Zwar das ganze Menschengeschlecht wieder auf den Pfad des Glücks zu leiten, wird Zeit und Mühe erfordern, würde wohl eitler

Wunsch nur bleiben, wenn wir bey allen das Werk auf gleiche Weise beginnen wollten. Doch laßt uns die Guten im Volke zum Bruderbunde weihen, sie unsers nähern Umgangs, unserer Freundschaft sie würdigen. In geheiligten Hallen, im vertrauten brüderlichen Zirkel, sollen sie, vom Geräusch der Welt entfernt, sich unserer nahen Gegenwart freuen und was diese sie lehrt, davon schweige ihr Mund, davon rede ihre That Durch ihre wohlthätige Hand werde der Menschheit lindernder, heilender Balsam auf ihre blutenden Wunden geträufelt; durch sie verbreite sich unvermerkt das Licht der Wahrheit und Aufklärung — das Band der Liebe feßle allmählich Völker an Völker; bis endlich —

Hier schwieg die Weisheit. Hand in Hand giengen die Schwestern, riefen die Guten der Menschheit zur Weihe und noch spät lesen die Brüder des Bundes in ihren Fußtapfen jene flammenden Worte. —

Die Reise in das Irrenhaus.

An einem heiter'n Frühlingsmorgen saß ich an meinem Pult und sah, gelockt durch den freundlichen Morgengruß der Sonnenstrahlen, über meine Arbeit hinweg in die jugendliche Schöpfung, die seit wenigen Tagen erst ihre winterliche Hülle abgestreift hatte und jetzt in neuer Schöne ihre Bewohner erfreute. Mich wandelte bei diesem Anblick jener süße Schauer an, der den feinerfühlenden Menschen bei den Wandlungen der Natur in das Leben oder in den Tod unwillkührlich ergreift, scheuchte mich von meiner Thätigkeit auf und trieb mich in das Freie hinaus.

Ich mochte indeſſen kaum einige Schritte von meiner Wohnung entfernt geweſen ſeyn, als ich mehrere Reiter auf mich zu eilen ſah, in denen ich bald vier meiner Jugendfreunde erblickte. Ich eilte auf ſie zu, ſchloß ſie an meine Bruſt, kehrte mit ihnen in meine Wohnung zurück und verlebte in ihrer Geſellſchaft einige glückliche Tage, von denen die Abende gröſtentheils der Erinnerung an vergangene Zeiten und ſelige Stunden im kleinen Zirkel unſerer Lieben geweiht waren und bei einem Becher edlen Rheinweins froh durchſcherzt wurden. Alle Schätze und Freuden, die Natur, Kunſt und Geſelligkeit in der romantiſchen Gegend, die meinen Wohnſitz umfängt, darbieten, theilte und genoß ich mit meinen Gäſten und unter einigen intereſſanten kleinen Reiſen, die wir in die umliegende Gegend unternahmen, ſchlug ich meinen Freunden auch eine Reiſe nach dem Kloſter H*** vor, das ſchon ſeit Jahr-

hunderten säkulariſirt und zu einem Zwinger der gefallenen Menſchheit, einem Irrenhauſe eingerichtet iſt. Vor Zeiten war dieſes Kloſter eins der reichſten im ſüdlichen Deutſchland, woher es denn noch jetzt weit eher einer kleinen Stadt, als einer Wohnung abgeſchiedener Klausner ähnlich ſieht.

Man erwarte indeſſen hier keine ausführliche Erzählung aller kleinen Vorfälle dieſer vier Meilen weiten Reiſe, der weder ein Abentheuer in Yoricks Manier, noch ein naive Margot, Reize für verwöhnte Gaumen lieh; am wenigſten aber eine Schilderung von Schreckbildern und Menſchengerippen mit Thier-Lauten und Naturen, Jammerſcenen und grauſenvollen Auftritten, die uns zwar bei jedem Schritt in dieſer Todtengruft des menſchlichen Geiſtes aufſtießen, für die aber der edle Menſch und ich mit ihm, keine Worte — nur Thränen hat. Dennoch muß ich, um dem Zweck dieſer

Linien zu entsprechen, unter mehreren interessanten Klausnern, vorzüglich eines erwähnen, der, so oft diese Stätte von Gelehrten besucht wird, die Honneurs des Hauses machen muß, und gewissermaßen ein bedeutendes Memento mori für diese Kaste und ihre Superiorität abgibt. Dieser Wahnsinnige, mag er Paul heißen, gibt sich gewöhnlich den Namen eines gewissen, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verstorbenen Fürsten, ist stets heiter, gutmüthig und völlig ohne Tücke, weswegen er auch in seinem Gemach und in dem Stockwerk des Hauses, das er bewohnt, frei herum gehen darf. Er theilt mit vielen seiner vorgeblichen Kollegen ein sehr unschädliches Steckenpferd, er affektirt nämlich, der Mäcen aller Gelehrten und Künstler zu seyn, die er bei jedem Besuch eines oder mehrerer aus diesem Stande stets sehr warm und herzlich empfängt. Paul ist nicht über dreißig Jahre alt und erst seit

drei Jahren, Bewohner dieſer Zelle. Ueber ſeinen vorigen Stand und die Urſachen ſeiner Verrücktheit konnten wir nichts beſtimmtes erfahren; doch mögen hoffnungsloſe Liebe und gekränkter Stolz die Federn ſeines höheren Lebens geſprengt haben. Denn mitten in ſeinen lebhaften, gewöhnlich regelmäßigen und gedankenvollen Unterhaltungen hält er oft ein, deutet plötzlich auf die Wand oder einen andern leeren Raum, glaubt ſeine Mathilde, der Name ſeiner Geliebten — vor ſich zu ſehen und fleht dann mit Hamlet bei des Geiſtes Erſcheinung in dem Zimmer ſeiner Mutter:

»Schirmt mich und ſchwingt die Flügel über mich,
»Ihr Himmelsſchaaren! — Was will dein würdig Bild?«

Noch ſchimmert unter manchen Plaudereien des gelehrten Paul, ein körnichter Gedanke, ein ächt witziger Einfall, viele Laune und

bisweilen wahres attisches Salz durch. Er hat sehr viel gelesen und kennt alle merkwürdige philosophische Schriften und den literarischen Character ihrer Verfasser nicht blos oberflächlich; sein Lieblingsstudium scheint jedoch Kunst und die ihr verwandte Philologie gewesen zu seyn. Seine Kritiken über manche unserer Dichter und Prosaisten waren zum Theil treffend. Er muß ehemals und selbst in seinem gegenwärtigen Zustande noch, bisweilen gedichtet haben, denn auf seinem Tische fand ich eine Menge sorgfältig zusammen gehefteter Papiere liegen, welche die Aufschrift Poëmata führten. Ich bat ihn um die Erlaubniß, sie durchzusehen, welches er mir zwar gestattete, jedoch so, daß er stets die Papiere, auf die er einen ungemeinen Werth zu legen schien, in der Hand behielt. So viel ich nun bei diesem flüchtigen Ueberblick der Aufsätze ersehen konnte, waren sie zum Theil in Knittelversen,

gröſtentheils aber in ſchwerfälligen Hexame-tern geſchrieben und enthielten Rhapſodien über Liebe, in denen der Name Mathilde nicht geſpart war und Klagen über die Un-gerechtigkeit der Groſſen und ihre Kurzſich-tigkeit bei Schätzung wahrer Verdienſte. Auch hierdurch wurde es mir immer wahr-ſcheinlicher, daß gekränkter Stolz, etwa Zu-rückſetzung bei einer Dienſterhöhung und Liebe die Haupturſachen ſeines Wahnſinnes geweſen ſeyn mochten.

Durch ein etwas freigebiges Lob dieſer Poeſien und durch ein gewiſſes zutrauliches Annähern an ſeine glühende Phantaſie, vor-züglich aber dadurch, daß ich ihn nicht, wie die meiſten Reiſenden zu thun pflegen, mit pſychologiſchen und nüchternen Fragen über ſeinen Zuſtand und deſſen Entſtehen quälte, gewann ich ſo ſehr das Zutrauen des Leiden-den, daß er mich mit ſeinen literariſchen Schätzen bekannt machte, welches er, wie

mich nachher der Aufseher versicherte, noch gegen keinen Fremden gethan haben soll. Er führte mich nämlich an einen großen Kasten, der mit mehreren Tüchern zugedeckt war. Sorgfältig nahm er diese hinweg und stellte mir sodann eins seiner geistigen Paradepferde — wie er die Bücher nannte — nach dem andern vor. Zuerst zeigte er mir mehrere lateinische Klassiker, unter denen Ovid's libri tristium und seine Kunst zu lieben, am meisten verbraucht waren. Dann folgten einige italienische Dichter, unter welchen zum Theil seltene Ausgaben waren, die ihm sehr werth zu seyn schienen, da er sie jedesmal, nachdem er sie mir gezeigt hatte, an sein Herz drückte und küßte. Ich fand unter ihnen die l'amorosa Fiametta von Boccaz, den Morgante maggiore von Luigi Pulci und eine äusserst seltene Ausgabe eines Lehrgedichts, l'Altercazione (der Streit) genannt, welches Lorenz von Medicis, dem Prächtigen

zugeschrieben wird. Meine Verwunderung stieg jeden Augenblick bei diesen zum Theil sehr kostbaren Ausgaben der genannten Dichter. Jezt kam die Reihe an unsere vaterländischen Schriften, die aus Wolf's philosophischen Werken, den Leiden Werther's, einigen Wertheriaden aus den Jahren 1778 — 1784 und aus einem Buche bestanden, das ihm vor allen theuer zu seyn schien und die gesammelten geistlichen Schriften *) des bekannten religiösen Schwärmers, Jakob Böhme, welcher zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts lebte, enthielt. Dies Buch hatte den Titel: »Weg zu Christo« und war zu Amsterdam im Jahr 1682 herausgekommen. Auch war es mit allegorischen Kupfern geschmückt, auf deren Rückseite von Pauls Hand jedesmal die Erklärung der Allegorie beigefügt war. Ganz am

---

* Worunter seine Aurora nicht gehört.

Boden lag noch ein Pack bestäubter Papiere, die Paul jedoch nicht sogleich hervorzog, sondern sich erst schüchtern nach meinen Begleitern umsah, die indessen Pauls Zelle schon wieder verlassen hatten und die übrigen Gemächer der Unglücklichen heimsuchten. Jetzt erst gab er die Papiere in meine Hände, welche die Aufschrift hatten:

»Abentewerlige doch manchteils wahrhaffte Historien aus dem grawen Altertum; ans Licht gestellt durch P. Aloysium Güldmünd.«

Paul betheuerte mir, daß diese Papiere ein kostbares Manuscript enthielten, welches er einstens mit historischen Anmerkungen versehen, dem Publikum übergeben wolle, indem es dem Geschichtsforscher wichtige Aufschlüsse über manche merkwürdige Begebenheiten der Vorzeit, vorzüglich in der Geschichte Englands und der Pforte, geben würde. Nun gierig auf den Inhalt, durchblätterte ich das

Manuſcript und fand viele ganz dem Titel entſprechende Erzählungen aus der älteren Geſchichte des Nordens, beſonders Islands, Dännemarks, Norwegens und Grosbritta-niens, die alle das Gepräge der alten ro-mantiſchen Dichtung trugen und in denen Oſſian's Geiſt unverkennbar wehte. Auch fand ich einige orientaliſche Erzählungen, die jedoch ihren Urſprung häufig der Phan-taſie des Sammlers oder ähnlicher Schrift-ſteller zu danken haben mochten, da z. B. unter andern Reimereien, gleich in der er-ſten Erzählung einige Sonette vorkamen, welche Gattung von Gedichten den Mosle-mins ſchwerlich bekannt war. Doch herrſchte auch in dieſen Erzählungen durchgängig mehr Poeſie, als mancher wohlbeleibte Band unſe-rer heutigen Romane aufzuweiſen hat, in denen, wie Schiller treffend ſich ausdrückt, unſere gemeine Natur ſo ſplitternackt ſich zeigt, daß man die Rippen ihr zählt.

Bei Pauls Aeuſſerung, dieſe Schrift der Publizität zu übergeben, wandelte mich eine ſonderbare Luſt an, das Manuſcript auf einige Zeit mir zuzueignen. Als er es daher wieder in den Kaſten legte, ſo ſtörte ich noch einige Zeit unter den übrigen Büchern herum und barg ſodann ſchnell und ohne von ihm bemerkt zu werden, das Paket unter meinen Ueberrock; worauf ich ihn bald, unter dem mir abgenöthigten Verſprechen, ja wieder zurückzukehren, verließ und den Raub, dem würdigen Obervogt des Kloſters, einem Herrn von H***, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon früher gemacht hatte, anzeigte. Dieſer wunderte ſich ſehr, als ich ihm von Pauls Beſitz ſo mancher ſeltener Ausgaben italieniſcher, lateiniſcher und deutſcher Schriften erzählte. Daß er ſich Wolfs Werke und Werthers Leiden angeſchaft habe, wußte er ſchon. Er eilte daher ſelbſt mit mir in Pauls Zelle zurück,

allein dieſer war hier nicht zu finden, wie-wohl die Thüre von auſſen verriegelt war, als wir eintraten. Wir riefen mehrmals ſeinen Namen, in der Hoffnung, daß er ſich irgendwo im Zimmer verborgen hätte, allein vergebens. Nach langem Suchen bemerkte ich endlich, daß der obenerwähnte Kaſten, der ſeine Bibliothek enthielt, etwas verſchoben war; ich rückte ihn daher ganz von der Wand ab und bemerkte nun eine beträchtliche Oeffnung, die in ein anderes Gemach führte, das dem Obervogt ſelbſt unbekannt war. Ich ſchlüpfte durch das Loch und befand mich jetzt in einem kleinen Zimmer, in welchem viele Bücher und beſchriebene Papiere aufgehäuft waren und das, wie ſich nachher ergab, einen Theil der ehemaligen Kloſterbibliothek enthielt. Hier nun fanden wir den fleiſſigen Paul, von lateiniſchen Folianten umgeben, auf der Erde ſitzend, der, ein zweiter Archimedes

ſehr wenig auf unſere Ankunft zu achten ſchien. Jetzt war es uns klar, woher er die lateiniſchen und italieniſchen Schriften, ſo wie das Manuſcript hatte. Ich ſuchte nun unter den alten Papieren nach einer Fortſetzung des letzteren, die auf dem erſten Theil angekündigt war und die ich hier mit geringer Mühe fand. Herr v. H*** überließ mir dieſe Papiere mit Vergnügen auf lange Zeit, welches Anerbieten ich dankbar annahm, mich entfernte und zu meinen Freunden in das Wirthshaus zurückkehrte. Dieſen theilte ich hierauf die Geſchichte des von mir entdeckten literariſchen Schatzes mit, worauf wir die Rückreiſe in meine Wohnung antraten. Hier nun machte der Inhalt des mitgenommenen Manuſcriptes einige Abende lang unſere Unterhaltung aus und Alle gewannen den meiſten in demſelben befindlichen Erzählungen ſo viel Geſchmack ab, daß ſie mir noch kurz vor ihrer Abreiſe

das Verſprechen abnöthigten, die vorzüglichſten derſelben dem Publikum zu übergeben, das gegenwärtig ſo vielen Geſchmack an den Blüthen romantiſcher Dichtung beweiſe. Deshalb will ich einige Proben derſelben in den Libellen niederlegen. Die beiden folgenden Geſchichten ſind aus ihm entlehnt.

Seſoſtris

oder

das ſchönſte Feſt.

Seſoſtris Thaten hat die Weltgeſchichte glanzvoll aufgezeichnet. Er herrſchte ums Jahr 1300 vor C. G. über Egypten. Ihm verdankte jenes Reich Blüthe, Kultur und politiſche Größe. Sein Heldenthaten zu ſchildern, iſt Pflicht des Geſchichtſchreibers. Aber Seſoſtris war nicht Held und Eroberer allein, er war auch Beglücker ſeines Volkes. Aus kleinen Zügen wird oft der große, oder richtiger, der edle Mann erkannt. Hier ein Beitrag zu der nicht politiſchen Charakteriſtik dieſes gefeierten Helden der Urwelt.

Seſoſtris kehrte von glänzenden Sie-
gen nach Memphis zurück. Sein Volk ver-
langte, dieſe Siege über die Feinde Egyp-
tens, durch ein ausgezeichnetes Feſt zu fei-
ern; die Prieſter, gewöhnlich die Mittler
zwiſchen der Gottheit, dem Herrſcher und
dem Volk in jenem Staate, trugen den
Wunſch des Volks, dem Könige vor. Er
genehmigte ihn. Doch ſollte dieſes Feſt der
Größe ſeines Zwecks entſprechen, nie geſe-
hene Gegenſtände ſollten es verherrlichen,
zumal da Seſoſtris dieſesmal nur gezwungen
den Krieg eingegangen und der Dank für
den Sieg deſto gerechter war. Alle Köpfe
waren deshalb mit Entwürfen zu einer wür-
digen und glanzvollen Anordnung deſſelben
beſchäftigt. Ein großer Preis wurde für
den entſprechendſten Plan zu dieſer Feier aus-
geſetzt. Wenige Wochen vergiengen, als ſchon
eine Menge von Entwürfen dem Herrſcher
Egyptens eingereicht wurden. Allein keiner

genügte ihm. Alle bezweckten, nur Sinnengenuß dem Volke zu verschaffen; Geist und Herz giengen leer aus. Erleuchtungen, Prunkgelage, Wettrennen, Schauspiele, kriegerische Evolutionen, grose Züge, untermischt mit den Gefangenen in Fesseln, der eroberten Beute und ähnlichen Gegenständen, waren der Inhalt dieser Plane.

Sesostris harrte lange vergebens auf einen edleren Entwurf und war zuletzt gezwungen, aus allen vorhandenen Planen, das Beste zu einem Ganzen zu ordnen. Mitten in Memphis wurde auf dem groſen Platze ein kolossales Prachtgebäude errichtet. Die unermeßlichen Säle sollten die Edelsten des Heeres und des Volks zu festlichen Gelagen versammeln. Das Innere der Gemächer schmückte Allegorien und Gemälde, welche auf die Siege des Königs deuteten. Der Haufe sollte in allen Strassen Wein und Speisen erhalten. Die Krone des Festes

sollte indessen ein Prachtzug des Siegers selbst seyn, bei dem Alles vereint wurde, was Glanz, Geschmack und Größe nur auffinden kann. Während dieser Zug in den Strassen der Hauptstadt sich zeigte, sollten die Schatzmeister des Königs Gold unter das Volk werfen. Der Aufwand für dieses Siegesfest war zu mehreren Millionen berechnet. Schon arbeiteten Tausende an den Vorbereitungen zu dieser einzigen Feier, als Sesostris sich eines Tages unweit Memphis auf der Jagd verirrte und gezwungen war, auf einige Stunden in der Hütte eines Landmanns einzukehren um daselbst sein Gefolge wieder zu erwarten. Der König gab sich nicht zu erkennen und wurde in dieser Absicht durch ein schlechtes Jagdgewand, mit dem er bekleidet war, trefflich unterstützt.

Wirst du nicht auch in einigen Tagen nach Memphis gehen, fragt der unerkannte Sesostris den Landmann, um dort dem

großen bevorstehenden Siegesfeste beizuwohnen und dich mit allen Unterthanen des Königs zu freuen?

Ich kann mich unmöglich freuen, erwiederte trocken der Landmann und schwieg.

Wie? du kannst dich nicht freuen, da doch die Feinde des Landes geschlagen sind und mithin der Staat von ihren drohenden Einfällen befreit ist. Hast du keine Liebe zu deinem Vaterlande? Ich glaube, antwortete der Landmann, daß wohl in ganz Egypten niemand sein Vaterland mehr liebt, wie ich, aber dennoch kann ich mich nicht freuen.

Und die Ursache? fragte der König immer gespannter. Ist die, weil ein näherer Kummer die Freude niederdrückt.

Darf ich diesen Kummer wissen, kann ich ihn vielleicht lindern?

Wissen darfst du ihn, Fremdling! zu lindern wirst du ihn kaum vermögen. Mich macht das Unglück meines Nachbarn Metophis

traurig und ich kann mich nicht freuen, so lange ich sehe, daß dieser bekümmert ist.

Und worinn besteht denn das Unglück, welches deinem Nachbarn widerfahren ist?

Sein einziger Sohn, welcher gestern, um Lebensmittel zu verkaufen, nach Memphis fuhr, wurde auf dem Rückwege von einer Räuberbande überfallen, geplündert und tödtlich mishandelt. Er wird wahrscheinlich sterben und dann ist die einzige Stütze der redlichen Alten dahin, niemand mehr vorhanden, der das kleine Erbtheil, welches die Familie bisher ernährt, bauet und Dürftigkeit im hohen Alter ihr Loos.

Ueberdies war dieser Sohn schon seit einem Jahr mit meiner ältesten Tochter verlobt; beide liebten sich von Kindheit auf und künftige Woche sollten sie in dem Tempel der Isis getraut werden. Alle diese Hoffnungen sind nun entflohen. Hier konnte der Landmann vor Thränen nicht weiter reden.

Sey ruhig, tröſtete Seſoſtris erſchüttert, den Alten, noch iſt nicht alle Hoffnung verlohren. Aber fuhr er fort: ſeit wann wird dann die Gegend von Memphis durch Räuber unſicher gemacht?

Der Landmann ſtaunte ihn an. Du biſt gewiß ein Fremdling in Egypten und erſt ſeit kurzer Zeit in Memphis, ſonſt könntest du ſo nicht fragen? täglich vernimmt man ja! von ſchänderhaften Mordthaten und Räubereien, welche in unſerer Nähe geſchehen.

Der König ſchwieg einige Zeit hindurch betroffen. Wie edel, ſo dachte Seſoſtris, dieſen Landmann nicht ſein natürliches Gefühl leitet! er verſagt ſich jede Freude, weil ſeinen Nachbarn Unheil betroffen hat und ich, der Vater meines ganzen Volks, mache unermeßlichen Aufwand, um glanzvolle aber ſchnell vorübergehende Feſte zu geben, ohne zu fragen, ob daſſelbe auch wahrhaft und

dauernd glücklich ist. Räuberhorden durchziehen plündernd meine Staaten, täglich mordet man meine Unterthanen auf offener Strasse; ich bin der einzige, der nichts davon weiß und niemand denkt daran, diesem Frevel zu begegnen. Schrecklich! Nein! erst will ich mein Volk beglücken und dann erfreuen. Guter Alter, dein Beispiel und deine Lehre, so unbefangen sie gegeben wurden, so reiche Früchte sollen sie doch dir und meinem Reiche bringen.

Du würdest also, fuhr nach einer Pause, Sesostris zu dem Landmann fort, auch wenn du König von Egypten wärest, keine Feste feiern, so lange deine Freunde betrübt wären?

Welche Frage! entgegnete der Landmann empfindlich und eifriger als zuvor. Auch wenn ich König wäre, würde ich gerade so nach meiner besten Ueberzeugung handeln, wie jetzt. Will ich zum Vergnügen der Meinigen einigen Aufwand machen, so untersuche

ich zuvor, ob nicht nöthigere Bedürfnisse dieſen Aufwand dringender fordern. Sind ſie krank, ſo laſſe ich keine Muſiker holen, um ſie zum Tanze zu reizen, ſondern ich ſende zu dem Arzte, um für ihre Geſundheit zu ſorgen. Fehlt es ihnen an Nahrung, ſo fordre ich keine Gaukler, um ſie zu unterhalten, ſondern ich laſſe Brod backen und Fleiſch braten, um ſie zu ſättigen. Nur dann erſt, wenn alle ihre Bedürfniſſe geſtillt ſind, ſorge ich auch für ihr Vergnügen.

Meine Töchter ſchlingen bei der Muſik der Flöten, frohe Tänze um das Bild der Mutter Iſis und preiſen die Götter in ſelbſt gedichteten Liedern für ihr Geſchick, die ſtillen Freuden der Natur und das Glück, ein Elternpaar zu beſitzen, deſſen höchſte Sorge ihr Wohl iſt. Meine gute Frau und ich ruhen indeſſen unter dem Schatten eines Palmbaums mit unſern Nachbarn, laben uns an den Früchten, welche

die Natur und unser Fleiß uns gab und durchleben bei dem Anblick unserer fröhlichen Kinder, noch einmal unsere Jugend in seliger Erinnerung.

Sieh, Fremdling! fuhr der Landmann fort, welcher einmal ins Feuer gerathen, jetzt immer eifriger sprach; gerade so wie ich jetzt als Familienvater handle, würde ich als Vater meines Volks handeln. Ehe ich Millionen auf glänzende aber nutzlose Feste wendete, müßte ich zuvor wissen ob keine Thränen mehr in meinem Lande zu trocknen, keine Klagen mehr zu stillen wären. Das schönste Fest ist nach meinen Begriffen unstreitig das, durch welches recht viele Menschen glücklich gemacht werden.

Ich als Landmann kenne kein herrlicheres Fest, als den majestätischen Aufgang der Sonne. Dies ist das höchste Fest der ganzen Natur. Licht und Gedeihen wird durch sie über alle Wesen verbreitet. Jeder

Strahl entwickelt und stärckt ein Wesen. Ein guter Fürst ist die Sonne seines Reichs. Wohlthaten müssen seine Gegenwart verkünden und der Tag, an welchem er die meisten Glücklichen macht, ist für ihn wie für sie, das schönste Fest; denn nur —

Halt! rief hier der staunende König; du bist nicht was du scheinst, du bist kein schlichter Landmann; gestehe, wer dich bildete und was dich bestimmt, diese Maske zu wählen?

Du irrest, Fremdling! erwiederte lächelnd der Landmann, wenn du mich eines Betrugs in Hinsicht meines Standes fähig hältst; allerdings bin ich nur ein einfacher Landmann. Doch diese Grundsätze, welche mir deine Zweifel an meiner Vaterlandsliebe und meinen Charakter entlockt haben, sind freilich Früchte einer höheren Jugendbildung, die ich meinem Oheim verdanke.

Und dieser Oheim war?

Oberprieſter in dem Iſistempel zu Memphis.

Doch nicht der weiſe Sethon?

Derſelbe! erwiederte verwundert der Landmann; kanntest du ihn?

Ob ich ihn kannte! ſprach ſich vergeſſend, Seſoſtris. Ja! wenn dieſer noch lebte, dann würde es mir nicht an einem weiſen Rathgeber zu dem ſchönſten Feſte gefehlt haben, noch weniger würden mir unbewuſt, Räuber dies herrliche Land verwüſten. Doch noch eine Frage, guter Alter! Warum bliebſt du nicht in dem Tempel, da dir Sethon doch gewiß ein glänzendes und ehrenvolles Loos geſichert hätte?

Weil ich bald einſah, daß aller Bemühungen meines weiſen Oheims ohngeachtet, jene herrlichen Lehren von der Prieſterklaſſe nicht geübt werden. Denn, wenn unter irgend einem Stande Neid, Haß, Bosheit, Sucht zu glänzen, kurz: alle Leiden-

ſchaften herrſchen, ſo iſt es in ihm. Um meines Oheims und ſeiner mir verliehenen Bildung würdig zu bleiben, floh ich in dieſes Paradies und noch habe ich keinen Augenblick meinen Entſchluß bereut. Ich habe dir jetzt über mich allen verlangten Aufſchluß gegeben, ſo ſchloß der Landmann ſeine Rede, aber nun ſage mir auch, wer du biſt?

Dies ſollen dir dieſe hier ſagen, ſprach Seſoſtris, indem er die Thüre öffnete und ſein Gefolge, das ſich indeſſen ermüdet in der Nähe der Hütte gelagert hatte, herbei winkte.

Die Diener kamen und begrüßten den König als ſie ihn erblickten, mit einem Freudengeſchrei, indem ſie vor ihm niederfielen. Ihr Götter! meine Ahnung, rief bei dieſem Anblick der Landmann und beugte gleichfalls ſein Antlitz zur Erde.

Seſoſtris richtete den beſtürzten Alten von der Erde auf und ſagte dann zu ſeinem

Gefolge: diesem hier gehört der Preis für das schönste Fest, denn er hat mir den besten Plan dazu mitgetheilt. Ich will, daß ihm die dafür bestimmte Summe ausbezahlt werde.

Nicht also, großer König! entgegnete ihm der Landmann; das Glück, Gnade vor deinen Augen gefunden zu haben, gilt mir mehr als alles Gold der Erde. Willst du indessen deine Huld gegen mich krönen, o! so trage deine Wohlthaten auf meinen unglücklichen Nachbaren über; vielleicht daß dieser dadurch seinen Sohn noch zu retten im Stande ist.

Königlich gedacht! sprach Sesostris und befahl, seinen Leibarzt dem armen Metophis zu senden und Alles schnell herbeizuschaffen, was zu einer glücklicheren Lage des Trauernden beitragen könnte.

Jetzt aber wendete er sich wieder zu dem bescheidenen Landmann.

Dich zu belohnen, ſprach er, vermag ich dennoch nicht, willſt du mir aber mit deinem Weibe und deinen Kindern nach Memphis folgen, dort mein Freund und Rathgeber werden, einen meiner Palläſte bewohnen und mir die Sorge für dein und deiner Familie Glück überlaſſen, ſo erfüllſt du dadurch einen Lieblingswunſch deines Königs.

Der Landmann dankte, gerührt von der Herablaſſung des großen Seſoſtris. Er zog jedoch ſeinen bisherigen Auffenthalt dem Geräuſch der Königsſtadt vor. Als ein Denkmal ſeiner Gegenwart ſchenckte der König den Kindern des Alten, alle Ländereien innerhalb einer halben Meile um ſeine Wohnung und verſprach für ihr Glück zu ſorgen, auch ſelbſt des armen Nachbaren Metophis künftig nicht zu vergeſſen. Hierauf kehrte er nach Memphis mit ſeinem Gefolge zurück. Dort war es ſeine erſte Sorge, die

erhaltenen Lehren in Ausübung zu bringen. Alle Zubereitungen zu jenem glanzvollen Feste wurden eingestellt, die Summen, welche dazu bestimmt waren, zu Bildungsanstalten unter der Leitung erfahrner Priester und zu milden Stiftungen für alte Krieger, die Gesundheit und Jugend im Dienste des Vaterlandes verlohren hatten, für elternlose Kinder und ähnliche Unglückliche bestimmt. Dann zog Sesostris seine Statthalter zur strengen Rechenschaft über die Verwaltung der ihnen untergeordneten Provinzen und sorgte vorzüglich für die Wiederherstellung der durch Räubereien gestöhrten Sicherheit. Zweckmäßigere Gesetzsammlungen wurden veranstaltet, strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen des Standes geübt und die ehrwürdigen Todtengerichte *) mit ernster Feier und strenger Unpartheilichkeit gehegt.

---

* Mit den religiösen Vorstellungen der Egyptier, welche ausgezeichneten Werth auf den Ruf des Verstor-

Erſt als dieſes vollendet war und Seſoſtris ſich ſelbſt das Zeugnis geben konnte, Alles gethan zu haben, was für den Augenblick zur Veredlung und Beglückung ſeines Volkes geſchehen konnte, ließ er das Feſt verkündigen und den Tag dazu beſtimmen.

An dem Morgen dieſes Tages erſchien der König im Herrſcherſchmuck, umgeben von den Erſten ſeines Reichs und Hofes auf dem Markte. Das herbeiſtrömende Volk umwogte ihn. Seſoſtris winkte; eine Todtenſtille herrſchte jetzt unter dieſen verſammelten Tauſenden. Er ſprach: mein Volk glücklicher zu machen, iſt der Zweck dieſes Feſtes. Ein Herold las hierauf die neuen milden Geſetze, Befreiung von

---

benen ſetzten, hingen die feierlichen Todtengerichte zuſammen, durch welche über jeden Verſtorbenen entſchieden wurde, ob er des Begräbniſſes werth ſey oder nicht. Jedem ſtand es frei, als Ankläger des Verſtorbenen aufzutreten. Am feierlichſten war das Todtengericht über die Könige.

drückenden Steuern und Frohnden nebſt der Angabe von der Errichtung wohlthätiger Anſtalten für Arme und Kranke u. ſ. w. mit lauter Stimme ab. Das Volk erfüllte die Luft mit Freudengeſchrei und Segenswünſchen für Seſoſtris Wohl. Jetzt wendete ſich dieſer zu dem Tempel der Iſis. Entgegen wallte ihm hier ein Zug von dreitauſend feſtlich geſchmückten Jungfrauen, an der Hand ihrer Geliebten, welche Seſoſtris ausſtattete und die nach kurzer Zeit dem Staate eine gleiche Zahl junger Bürger ſchenckten. An ihrer Spitze ſtand die Tochter des redlichen Landmanns, vereint mit dem Sohne des Metophis, der durch die Sorgfalt des Königs geneſen war. In dem Tempel der Iſis wurden die liebenden Paare auf immer vereinigt. Das ganze Volk wurde zu den Freuden des Hochzeittags geladen, an reichbeſetzten Tafeln geſpeißt und nach Jahrhunderten noch erzählten ſich die Enkel der Neuvermählten: Seſoſtris gab einſt das ſchönſte Feſt.

Ferdinand und Zaide.

Hagi Seremeth Effendi war ein tapferer Baſſa, der Liebling der Osmannen und die Stütze Muhameds IV. Doch nicht immer lächelt Fortuna den Muthigen. Er ſollte den aufrühreriſchen Statthalter Egyptens zügeln und wurde von dieſem aufs Haupt geſchlagen. Ihn erwartete jetzt der Strang. Als kluger Weltmann auf Sonnenſchein und Sturm gefaßt, hatte er ſeine Schätze ſchon vor dieſem Feldzuge in Sicherheit gebracht und flüchtete mit ihnen nach Algier. Hier lebte er ſich ſelbſt und ſeinen Genüſſen, warb niemals um Ehrenſtellen, ſondern ſann einzig

darauf, ſich das Leben ſo froh, wie möglich zu machen. Er kaufte Ländereien, legte reizende, geſchmackvolle Landhäuſer mit ſchattigen Parks an und vergaß beſonders nicht, ein gewähltes Harem ſchöner Frauen um ſich her zu verſammeln. Auch war Seremeth noch ein kräftiger Mann, in den beſten Lebensjahren; nur that man ihm Unrecht, ihn ſchön zu nennen. Die Natur hatte ihn gerade nicht ſtiefmütterlich bedacht; eine hohe, beinahe koloſſale Figur machte ihn bei Damen, die den nervigen, großen männlichen Geſtalten nicht abhold ſind, in früheren Jahren beliebt, allein ſein ungünſtiges Geſchick verdarb Alles wieder.

Auf einem ſeiner Feldzüge ergriff unfern von ihm, das Feuer ein Pulvertönnchen, das Pulver tigerte ihm das Angeſicht, verbrannte ihm das Haupthaar und die Zierde der Muſelmänner, den Bart. Doch erſetzte ſein Gold bald wieder, was ihm an Schönheit

gebrach. Einſt berichtete ihm einer ſeiner vertrauten Sklaven, er habe in einer Gärtnerwohnung ein Mädchen erblickt, ähnlich den Houris des großen Propheten, an Reiz und Geſtalt. Seremeth ſah ſie und ſchwur bei dem Barte Mahomeds, ſie zu beſitzen oder zu ſterben.

Zaide war die jüngſte Tochter eines armen Gärtners, der ſich und die Seinen mühſam durch ſeiner Hände Arbeit nährte. Sie beſorgte den Blumenverkauf in die Harems und erhielt durch dieſen Verkehr mit Hohen, eine Gewandtheit und eine äuſſere Politur, die ſie weit über ihren Stand empor hob. Seremeth kaufte Anfangs Blumen und Früchte von dem Alten, bezahlte ſie verſchwenderiſch und erhielt dadurch ſchnell die Gunſt der Familie. Bald darauf ſchlug er dem Gärtner vor, er ſolle ſeinen Handel ins Groſſe ausdehnen, um hierdurch in einer Woche mehr zu gewinnen, wie jetzt

das ganze Jahr über. Der Alte schützte Geldmangel vor, Seremeth bot ihm Vorschüsse an und gewann auf diese Weise, Zaidens Eltern ganz für sein Interesse. Beide sahen es als das höchste Glück ihrer Tochter an, Seremeths Gemahlin zu werden, nur Zaide selbst, war im fünfzehnten Jahre schon alt genug, um den großen Unterschied zwischen ihrem liebenswürdigen achtzehnjährigen Nachbaren Osmin und dem bartlosen, gerösteten Seremeth tief zu fühlen.

Der Bassa selbst hatte mit seinen Haaren, nicht seinen Scharfsinn eingebüßt, er wußte wohl, seine Schönheit würde ihm das Herz der reizenden Zaide nicht gewinnen, er wendete sich also an ein anderes Ressort des weiblichen Charakters, an Zaidens Eitelkeit. Bald verdunkelte das sonst so schlichte Gärtnermädchen durch köstlichen Schmuck und glänzende Gewänder alle ihre Gespielinnen, gefiel sich täglich mehr darinn, hatte

immer neue Bedürfniſſe und war in Seremeths Netze gefangen. Im Triumphe zog ſie in ſeinen Harem ein. Seremeth verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit gegen ſeine Geliebte, aber die Einſamkeit des Ortes und vorzüglich der heimliche Neid, die Eiferſucht und die kleinen Neckereien der übrigen Frauen des Baſſen, welche ſich durch die neue Liebe ihres Gebieters gänzlich vernachläßigt fühlten, ließen bald wieder Zaidens Widerwillen gegen ihn und ihre Sehnſucht nach Freiheit in ihrer ganzen Stärke erwachen. Seremeths Geſchenke mehrten ſich, das Geſchmeide welches ſie erhielt, wurde glänzender, die Gewänder reicher, aber wer auſſer ihren Spiegelwänden und den häſslichen Augen ihres Herrn bewunderte ſie? Ihre Lage wurde ihr von Tag zu Tag unerträglicher. Schon begann ſie, ſich mit Plänen zur Flucht zu beſchäftigen, da entſpann ſich ein heftiger Krieg zwiſchen Algier und Marokko. Der Dey

zog persönlich zu Felde, mit ihm alle Großen des Hofes und der Stadt. Auch Seremeth konnte sich nicht von dieser Begleitung ausschließen, wollte er nicht den Verdacht des Hochverraths auf sich laden. Mit feurigen Liebkosungen und Schwüren ewiger Treue, schied er von seiner Geliebten, mit verstellten Thränen Zaide von ihm. Der Bassa befahl vor seinem Scheiden noch seinem ganzen Hause, vorzüglich aber den Frauen seines Harems, Zaiden mit der größten Ehrfurcht und Aufmerksamkeit zu behandeln. So verließ er Algier. Es hätte indessen nicht Seremeths kränkenden Befehls bedurft, um die Frauen des Harems einmüthig zu dem Entschlusse zu bestimmen, die Abwesenheit ihres Gebieters zu Zaidens Sturz zu benutzen. Sie drängten sich von jetzt an zu der Unerfahrnen und bald gewannen sie das Vertrauen des arglosen Mädchens, welchem Geselligkeit das höchste Bedürfnis war. Zaide

bekannte ihnen offenherzig ihre Abneigung gegen den Baſſen, ihren glühenden Wunſch nach Freiheit und ihre Entwürfe, ſich dieſe zu verſchaffen. Sie wurde beklagt und mit Rath unterſtützt. Die Aufſicht über den Harem war einer betagten Sklavin vertraut, welche Seremeth auf allen ſeinen Zügen begleitet hatte und die jetzt als Schaffnerin des Hauſes galt. Fatme, ſo hieß die Alte, war eine geborne Venezianerin und ſchloß ſich dem Befehl ihres Herrn gemäs, nach deſſen Abreiſe beſonders an Zaide an.

Eines Abends, als die Frauen des Harems in dem Gemach der erſteren, wie gewöhnlich, verſammelt waren und ſich über die Schickſale des Baſſen unterhielten, erzählte Fatme, daß Seremeth in groſſer Sorge über einen Lieblingsſklaven abgereißt ſey, den er krank habe zurück laſſen müſſen.

Und der iſt? fraaten Alle neugierig. Ein junger, ſiebenzehnjähriger Portugieſe,

der Sohn eines reichen Kaufmanns und der Liebling unſers Herrn.

Iſt er ſchön? riefen die Frauen einmüthig.

Seine Augen ſind Sterne, erwiederte Fatme, ſeine Lippen Korallen; auf ſeinen Wangen thront die Morgenröthe und ſein Leib gleicht dem Marmor aus Paros.

O laß uns dieſen Phönix ſehen, ſüße Fatme! begann die erfahrenſte der Haremsbewohnerinnen.

Laß uns ihn ſehen, gute Fatme! ſtürmten jetzt Alle.

Fatme machte Schwierigkeiten, wendete den Zorn des Baſſen, wenn er es erführe, den Aerger der übrigen Sklaven ein; doch vergebens! Geſchenke, Verſprechungen, Liebkoſungen überſtrömten ſie. Sie verſprach am nächſten Abend, ſobald die Dunkelheit eingetreten ſey, den Wiedergeneſenen in Zaidens Gemach zu bringen.

Fatme hielt Wort und brachte beim Einbrechen der kommenden Nacht, den schönen Jüngling verhüllt in ein großes Tuch, in die Mitte der harrenden Schönen. Bei seinem Eintritt waren Alle in einem Kreise gelagert, die Alabasterlampe strahlte magischen Schimmer auf die Gruppe. Fatme entwand dem Schüchternen jetzt das Tuch und gleich dem jugendlichen Paris auf Ida, stand er vor den liebesflehenden Göttinnen. Die Schönen verschlangen ihn mit ihren Blicken, munterten ihn auf und beschenkten ihn reichlich; nur Zaide stand fern und still.

Du bist jung und schön und scheinst gut und wahr, fremder Jüngling! so begann jetzt Miranda, eine feurige Brünette; blicke darum noch einmal im Kreise umher, und gestehe uns dann offen, welcher du den Preis der Schönheit ertheilst?

Ferdinand — der Name des Jünglings — schwieg und zog sich schweigend zurück.

Ein Gleiches that Zaide. Die Schönen bemerkten dies letztere und zogen neckend jetzt die Beneidete in den Kreis. Sie lachten über die Schüchternheit des schönen Sklaven und drangen immer heftiger, doch stets unter Scherz und Lachen in ihn, laut zu urtheilen, welche unter ihnen er für die reizendste halte? Noch widerstand Ferdinand, als aber die Bitten schmeichelnder, die Fragen dringender wurden, da beugte er sich mehr wahr als klug vor der sanft erröthenden Zaide und drückte mit diesem Urtheil, den Stachel der Wuth und Rache tief in die Herzen aller Verschmähten.

Kalt und höhnend wendeten sich jetzt die übrigen Frauen von dem Gepriesenen, verwiesen der Alten ihre Kühnheit und befahlen, den verwegenen Sklaven schnell zu entfernen. Die Harmonie des Kreises war gestöhrt; einsylbig und entfremdet verließ eine Schöne nach der andern die beneidete

Zaide, ſo daß dieſe ſich bald mit der Alten allein ſah.

Die ſchlaue Fatme deutete lächelnd die ſchnelle Entfernung der Frauen und forſchte jetzt Zalde über den ſchönen Ferdinand aus. Dieſe geſtand ihr mit dem Feuer entzückter Leidenſchaft, wie reizend ſie den Fremdling gefunden habe und äuſſerte ſich ſehr beſorgt über ſein künftiges Schickſal.

Die erfahrne Sklavin, um Zaidens Empfindung noch höher zu reizen, geſtand ihr jetzt, daß es der Entſchluß ihres Gebieters ſey, den jungen Portugieſen, gleich nach ſeiner Rückkehr, auf ein entferntes Landgut zu ſenden, um ihn dort in dem Gartenbau unterrichten zu laſſen.

Zaide beſchwor die Schaffnerin, dieſen Entſchluß des Baſſen zu hintertreiben, indem der kaum Geneſene dieſen Beſchwerden gewiß unterliegen würde und verſprach ihr Gold und Freiheit, wenn ſie dieſes vermöchte.

Fatme versicherte, Alles aufzubieten, um ihre Wünsche zu erfüllen und verlies sie.

Ferdinand war indessen nicht minder ergriffen von den Reizen der schönen Orientalin. Zaidens Blicke hatten sein Herz entzündet und er lebte nur in dem Gedanken an sie, an ihren Besitz. In seinen Träumen umarmte er ihr Bild und wo er sich befand, stand auch die Zaubergestalt, umflossen von dem Helldunkel der Alabastervase, vor seiner Phantasie. Fatme bemerkte schnell die Leidenschaft des Jünglings, wußte sein Vertrauen zu gewinnen, ihm das Geständnis seiner glühenden Neigung zu der lieblichen Zaide zu entlocken und verkündete dem entzückten Ferdinand hierauf Zaidens Gegenliebe. Ach! daß ich nur noch einmal sie sehen, sie sprechen, von ihren Lippen den Wonnelaut: ich liebe dich! vernehmen könnte, seufzte der Trunkene.

Auch dazu soll Rath werden, erwiederte Fatme; nur ist Vorsicht, Verschwiegenheit und Verstellung uns nöthig. Zaide erfuhr bald von der Schaffnerin, welchen Eindruck sie auf den Fremdling gemacht habe und beide verabredeten nun einen Plan, wie die erstere den schönen Jüngling sehen und besitzen könnte. Ein weibliches Sklavengewand, dessen sich Ferdinand bediente, schuf ihn zur Gehülfin der Schaffnerin um, welche ihn anwies, seiner schönen Freundin das Bad zu bereiten und ihr während desselben zu dienen. Auf diese Weise sahen sich die Liebenden und waren glücklich; doch nicht unentdeckt und ungestöhrt, wie sie und Fatme wähnten. Verschmähte Liebe hat Falkenaugen und ein Bund eifersüchtiger Frauen ist der furchtbarste. Mit doppelter Aufmerksamkeit beobachteten von der Stunde ihrer Zusammenkunft mit Ferdinand an, die übrigen Frauen ihre vorgezogene Rivalin. Bald

fiel ihnen Zaidens Heiterkeit auf, welche sonderbar mit ihrer ehemaligen Schwermuth kontraſtirte. Sie forſchten, fragten, aber vergebens. Miranda, die klügſte unter den Schönen, rieth ſehr richtig auf beglückte Liebe und beſtach einen ſchlauen Mohrenſklaven, den ſie ſchon früher zu ähnlichen Verrichtungen gebraucht hatte, um jeden Schritt des jungen Portugieſen zu beobachten. Dieſes gelang und bald wußten die Verſchwornen genau das Verhältniß der beiden Liebenden, die Zahl und die Art ihrer Zuſammenkünfte. Still, aber ſicher ſollte das Verderben ſie treffen, ſo war es in dem Rathe der eiferſüchtigen Frauen beſchloſſen. Darum liebkoſeten ſie unbefangen wie zuvor die glückliche Zaide und erwarteten mit heiſſer Ungeduld die Rückkehr ihres Gebieters, um dieſem die gebrochene Treue ſeiner Angebeteten zu entdecken. Seremeth kam und vernahm das ſchreckliche Geheimniß. Nach den erſten

Ausbrüchen der Wuth, wurde er ſtiller. Er kannte den Haß und die Rachgier vernachläßigter Schönen gegen die Beglückte und erklärte ihnen deshalb: er ſey zur ſtrengſten Unterſuchung entſchloſſen; wären Ferdinand und Zaide ſchuldig, ſo ſey der martervollſte Tod ihr Loos, wären ſie aber ſchuldlos, ſo träfe daſſelbe Schickſal ihre Anklägerinnen. Der Ernſt des Baſſen, womit er dieſes Urtheil ſprach, ließ die erblaſſenden Schönen nicht an der Feſtigkeit ſeines Entſchluſſes zweifeln.

So gewiß indeſſen ihre Ueberzeugung von dem Verſtändnis der Angeklagten war, ſo beruhten alle Beweiſe doch nur auf der Ausſage des ſchwarzen Sklaven und dieſer konnte ſie möglicher Weiſe, dennoch betrogen haben oder ſelbſt betrogen worden ſeyn. Alle Künſte ſchöner Frauen, Schmeicheleien, Thränen und Bitten wurden deshalb jetzt von ihnen angewendet, um den zürnenden Gebieter

zu besänftigen. Man that ihm Vorschläge, sich von der Untreuen zu trennen, nahm seine Großmuth in Anspruch und erlangte hierdurch endlich so viel, daß er sich zu besinnen beschloß.

Seremeth begab sich auf ein Landhaus ausserhalb der Stadt, um hier sich zu bestimmen. Als er dort allein und ruhiger geworden war, fiel zufällig sein Blick in den Spiegel und getroffen von seiner eigenen Misgestalt, mußte er sich gestehen, daß die zarte, liebliche Zaide unmöglich aus reinem Herzen ihn lieben könne.

Dies Gefühl wurde bald herrschend in seinem Gemüth, und so wie in Feuerseelen, Extreme sich schnell berühren, so beschloß auch er in einer Aufwallung von Großmuth, die Liebenden zu vereinigen. Er kehrte in die Stadt zurück und ließ beide vor sich kommen. Als Zaide den Ernst des Gebieters und gleich darauf den eintretenden Ferdinand erblickte,

ſo ahnte ſie ſogleich, daß Alles verrathen ſey und ſank ohnmächtig zu den Füßen des Baſſen. Ferdinand rannte beſinnungslos hinzu und ſtrebte, die Geliebte wieder zu beleben. Dies Schauſpiel entwaffnete völlig Seremeths Zorn und als das Streben Ferdinands geglückt war und Zaide wieder die Augen aufſchlug, da verkündigte er beiden ihre Vereinigung und ihre Freiheit, jedoch mit der Bedingung, daß Ferdinand den Glauben des Propheten annehmen müſſe. Der betäubte Jüngling war Alles zufrieden, ſah er doch wieder Zaide im Leben.

Nicht ſo die betroffenen Frauen des Harems. Zwar wünſchten dieſe Zaidens Entfernung von ganzer Seele, aber die Verhaßte ſo plötzlich und unerwartet in dem Hafen ihrer ſeligſten Wünſche zu ſehen, dieſes war ihnen unerträglich. Miranda, welche die erſte Stimme in dem Rathe des Harems beſaß, wußte ſehr wohl, daß, wenn die

Geſchichte zur Kunde des Publikums gelangen würde, Ferdinand und Zaide ohne Rettung verloren wären. Die Entweihung des Harems eines Baſſen durch einen Chriſtenſklaven, in den Augen der Gläubigen bekantlich das verächtlichſte Geſchöpf, war ein Verbrechen, das nicht blos den Einzelnen, ſondern alle Jünger des Propheten beſchimpfte und blutig gerochen werden mußte. So urtheilte nach vernommener Kunde der Dey, ſo der Divan, der Kadi und vor allen die entflammten Prieſter. Daß aber die Kenntniß dieſer Geſchichte ſchnell zu den Ohren jener Genannten gelangte, dafür ſorgte Miranda und ihre Freundinnen. Seremeth wurde den andern Morgen vor Gericht geladen und um die Wahrheit des Vorganges befragt. Er vermochte ihn nicht zu läugnen, wendete aber zum Vortheil des unglücklichen Paares ein, daß Ferdinand ja den Glauben des Propheten annehmen wollte und brachte

den verſammelten Richtern, die gröſtentheils aus fanatiſchen Prieſtern beſtanden, die Sprüche des Korans ins Gedächtnis, welche Barmherzigkeit als Haupttugend des ächten Moslemin empfehlen. Nichts fruchtete und man ließ die beiden Verbrecher holen, um ihnen das Urtheil vorzulegen.

Ferdinand und Zaide erſchienen; der erſtere mit edlem Trotz und erfüllt von dem feſten Entſchluß, ſein Schickſal, ſey es auch welches es wolle, ſtandhaft zu ertragen; Zaide in der vollen Blüthe jungfräulicher Reize, die nur von einer Wolke der Schwermuth umdüſtert ſchien. Als der Dey die reizende Zaide ſchleierlos erblickte, wurde er von ihrer Jugend und Schönheit ſo ſehr gerührt, daß er den Entſchluß faſte, ſie zu retten. Er ſchlug alſo dem Divan vor, den Ausſpruch des Urtheils in einer ſo verwickelten Sache bis zum kommenden Morgen zu verſchieben, um noch einmal den ganzen

Hergang reiflich überlegen zu können. Allein die schlauen Priester merkten sehr bald, daß des Herrschers Sinn sich von dem Augenblick der Entschleierung Zaidens an, gewendet habe. Die Ausleger des Gesetzes schüttelten die Häupter und riefen mit lauter Stimme: Thar Allah d. i. Gerechtigkeit von Gott! Gegen diesen religiösen Machtspruch durfte selbst der Dey nichts einwenden, ohne für einen Ungläubigen gehalten zu werden. Er konnte daher den Unglücklichen fernerhin nur sein Bedauern schenken. Der Divan schritt jetzt zur Stimmensammlung und das Urtheil des Gesetzes lautete: beide sollten auf der Richtstätte ausserhalb der Stadt am Abend des folgenden Tages lebendig begraben werden. Bei diesem grälichen Ausspruche des Divans sank Zaide bewußtlos zur Erde; selbst Ferdinand wankte und verlohr auf kurze Zeit seine Besinnung. Geremeth verließ einem Rasenden gleich, die

Verſammlung. Die Liebenden wurden hierauf von der Wache wieder in ihre Kerker gebracht und von den fanatiſchen Prieſtern feierliche Anſtalten zur Vollſtreckung des Urtheils begonnen. Wuth und Rache gegen die Urheber des furchtbaren Todes ſeiner geliebten Zaide zerfleiſchte jetzt das Herz des Baſſen und er beſchloß, daß die Todesſtunde der Liebenden auch die ſeiner Frauen ſeyn ſollte. Schon früher gefiel es dem tapfern Seremeth nicht länger in Algier, er hatte ſeine meiſten Ländereien veräuſſert, ſein Vermögen in Gold und edle Steine umgeſetzt und ſelbſt ſeine Wohnung in der Stadt, nach ſeiner Rückkehr heimlich an einen reichen Wechsler verkauft. Er zog ſich noch an demſelben Tage mit ſeinen Schätzen auf ein entferntes Landhaus auſſerhalb der Stadt zurück und befahl, daß ſeine Frauen am kommenden Tage dort erſcheinen ſollten. Ferdinand und Zaide litten indeſſen, von einander

getrennt, tauſendfache Todesqualen und ſehnten ſich nach dem Augenblick, der ſie einander auf immer wiedergeben ſollte. Der Abend des Richttages brach ein, mit ihm die furchtbare Stunde ihrer Hinrichtung. Das Volk erfüllte in wogenden Maſſen die Straſſen der Stadt und die ungeheure Fläche, welche die Scene ihres Todes ſeyn ſollte. Die Liebenden wurden von der Wache aus ihrem unterirdiſchen Kerker herausgeholt und auf ausdrücklichen Befehl des Deys, vereinigt zur Richtſtätte geleitet. In weiſſen Gewändern zogen die Prieſter dem unglücklichen Paare voran, dann kam eine Truppenabtheilung zu Pferde, dann eine Schaar der Leibwache des Deys, in deren Mitte die beiden Unglücklichen wandelten; Fußvolk ſchloß den Zug. Tauſende von Menſchen umringten ihn. Zaide vermochte, als der Zug am äuſſerſten Stadtthore angelangt war, nicht weiter zu gehen; ein offener

Wagen mit Pferden beſpannt, nahm deshalb die beiden Liebenden auf. Jetzt war man an der Richtſtätte angelangt, die Prieſter ſangen Leichengeſänge, die Truppen bildeten einen Kreis, die Gräber ſchaufelten ein tiefes Grab, welches die vereinigten Körper beider aufnehmen ſollte; ſchon wurden ſie entfeſſelt, ſchon ſtanden dit Henker bereit, um die Unglücklichen auf einen Wink des Kadis lebendig in die Grube zu werfen, da entſtand plötzlich ein Flüſtern im Volke, das ſchnell zum lauten Angſtgeſchrei überging. Alle wendeten die Köpfe nach dem nahen Gebirge. Marokkaner! Marokkaner! ſchrie der Haufe mit Entſetzen und flüchtete nach der Stadt und ehe die Liebenden, welche ſchon halb entſeelt waren, noch zur Beſinnung kommen konnten, ſahen ſie ſich von fremden Kriegern zu Pferde umringt, die in ungeheurer Zahl ſie umſchwärmten. Mehrere glänzend geſchmückte Anführer der

Truppen waren beſchäftigt, die Verwirrten zu beruhigen. Wir kennen euer Geſchick, begann der vorzüglichſte unter ihnen und ſind gekommen, Euch zu retten; dieſe Abſicht nebſt der Ueberzeugung, keine beſſere Zeit zu einem Ueberfall der uns verhaßten Algierer wählen zu können, beſtimmten unſeren Zug. Ihr ſeyd frei; folgt uns nach Marokko, um von dort ungehindert nach Europa überzuſchiffen. Mehrere Züge gefangener Algierer, welche herannahten, unterbrachen jetzt die Rede des Anführers. Ferdinand und Zaide fielen zur Erde nieder und dankten der Gottheit für ihre Rettung am Rande des Grabes, das ſie lebendig verſchlingen ſollte. Ohngefährdet kamen ſie mit dem Reuterheere in Marokko an, wurden dem Herrſcher jenes Staates vorgeſtellt und von ihm nach Anhörung ihrer wunderbaren Schickſale, reichlich beſchenkt. Das erſte europäiſche Schiff nahm den glücklichen Ferdinand und ſeine

junge Gattin auf und brachten ihn wohlbehalten in sein Vaterland. Dort wendete sich Zaide zum Christenthum, nahm den Namen Maria an und vermählte sich feierlich mit ihrem Geliebten, dessen Eltern sich des verlohren geglaubten Sohnes in seligem Jubel erfreuten.

Seremeth hielt indessen Wort. Von der Hand des schwarzen Sklaven, welcher die Liebenden verrathen hatte, wurden in der geglaubten Todesstunde Zaidens, alle seine Frauen erwürgt. Das schwarze Ungeheuer selbst wurde hierauf von den übrigen Sklaven niedergehauen. Auch diesen gab der Traurende bis auf zwey seiner Vertrauten, die Freiheit und wendete sich am kommenden Morgen mit seinen geborgenen Schätzen in das Gebirge, wo er unter dem Schutz der Mauren, seine Tage in wehmüthiger Erinnerung an die Vergangenheit zubrachte.

Nach einer Reihe von Jahren wiegte einſt Maria, ſonſt Zaide, ihren jüngſten Sohn auf ihrem Schooſe, da trat ein Greis in fremder Tracht in das Gemach. Ferdinand und ſeine Gattin ſtaunten den Fremdling an. Kennt ihr mich nicht mehr? fragte er in mauriſcher Sprache die Verwunderten. Gott, Seremeth! riefen beide zugleich und umfaßten ihn. Der bin ich, entgegnete der Greis; Zähren entfloſſen ihm. Durch Zufall vernahm ich, daß ihr gerettet wurdet und noch lebt und jetzt komme ich, um bei Euch zu ſterben. Mein Gold wird eure Liebe zu mir nicht aufwiegen, aber doch euren Kindern vielleicht ein glücklicheres Loos bereiten. Wollt ihr mich aufnehmen? Freudig ſchlugen die Gatten ein. Seremeth half ihre Kinder erziehen, und nach langen Jahren noch unterhielten ſich dieſe durch die innigſte Freundſchaft und die ſeltenſten Ereigniſſe verbundenen Menſchen, in traulichen Abendſtunden, über die Schreckensſcenen der Vorzeit.

Beitrag

zur

Geſchichte der Barbarei

am Abend des achtzehnten Jahrhunderts.

Aktenmäßige Geſchichte.

Die Menschheit schreitet immer weiter, das ist die schöne Hoffnung, welche die Brust der Besseren erhebt, bei dem Blick auf den Kampf der Finsterniß mit dem Lichte. Einen höchst merkwürdigen Beitrag zu der Barbarei der neueren Zeit unter einzelnen Ständen, liefert folgende aktenmäßige Geschichte, die sich am Abend des vorigen Jahrhunderts zutrug. »Aber doch nicht im neunzehnten!« höre ich mehrere Leser dieser Blätter ausrufen. — Heil uns, wenn wir mit Ueberzeugung den Glauben an das Ende dieser Geistesverirrungen im neunzehnten Jahrhun-

devt faſſen und es triumphirend, das philoſophiſche nennen können. Aber noch ſind wir nicht ſo weit, noch ſpuckt bei Individuen, die ſich ſelbſt durch einen äuſſeren Bildungsſchimmer auszeichnen, der Glaube an Sympathie, Einwirkung bösartiger Dämonen u. ſ. w. in Kopf und Sinnen. Möchte doch folgendes herzergreifende Gemälde menſchlicher Unwiſſenheit und Barbarei, auch nur etwas dazu beitragen, die Aufmerkſamkeit der Guten, auf die Ungerechtigkeit und den grundloſen Verdacht zu ſchärfen, die im Stillen noch ſo manche Schuldloſen, beſonders des weiblichen Geſchlechts in den untern Ständen, drücken und ihr Leben vergiften.

In Pomerellen liegt, unter der ehemaligen Gerichtsherrſchaft der Landvogtei zu Konitz oder Chönitz, das Dorf Oſſavo; deſſen Einwohner, auſſer einigen Bauern, Edelleute ſind, die ſich vom Ackerbau nähren. Einer von dieſen, Andreas von Zabinsky,

hatte dem Landmann Matthias Kopka, ein Gartenhaus vermiethet, wodurch beide Familien einander näher kamen.

Unter Leuten von so beschränkten Begriffen und rohen Sitten, fehlt es nicht leicht an Zänkereien; so auch hier. Des Edelmanns Gattin bemerkte allerlei kleine Unfälle in ihrer Wirthschaft, seitdem die Familie jenes Landmanns in ihrem Hause wohnte und manche derselben trugen sich zufällig, gleich nach diesen Zänkereien zu. Was war natürlicher als der Schluß, daß die Frau des Kopka eine Hexe sey und sich durch Zaubereien räche. Kurz nach einem heftigen Streite zwischen beiden Frauen, wurde plötzlich Agnes, Zabinskys Tochter, an Knie und Schenkel lahm. Der herbeigerufene Arzt erklärte diesen Unfall, für die Folge eines heftigen Rheumatismus, allein vergebens. Wüthend deutet Zabinskys Frau, ihrer Tochter Krankheit als Folge der Zauberei und

zeigt den ganzen Vorfall, mit ihren Vermuthungen und Schlüssen, dem Dorfschulzen, Albrecht von Kawelewsky an, indem sie verlangte, er solle alle Einwohner zusammen berufen, und in ihrer Gegenwart das Gottesurtheil an der Beschuldigten vollziehen lassen. Dies Gottesurtheil sollte in der Wasserprobe bestehen. Der Schulze weigerte sich Anfangs, ihren Anforderungen zu willfahren und schob, um die Frau los zu werden, das Urtheil auf wärmere Witterung hinaus.

Kaum fiel diese ein, so bestürmte sie den Wankenden heftiger wie zuvor und es wurde von ihm der 13te März 1779. zu der Exekution festgesetzt. Mit anbrechendem Tage veranstaltete die racheglühende Zabinsky, daß die so genannte Schulzenkeule (in unsern Dörfern der Spieß) als das Zeichen einer schnellen Dorfversammlung, herum gesendet wurde und um zehen Uhr Morgens,

waren schon beinahe alle Einwohner bei ihrem Vorsteher versammelt.

Der Fall wurde vorgetragen, in Ueberlegung genommen und endlich beschlossen, daß man durch Abgeordnete die Angeklagte abholen lassen und durch die Wasserprobe ausmitteln sollte, ob sie schuldig sey oder nicht. Zabinsky, Vater und Sohn, übernahmen mit mehreren Landleuten den Auftrag; die vor Schrecken halb todte Frau wurde aus ihrer Wohnung herausgeholt und unter Begleitung aller Einwohner zu einem nahen Teiche gebracht, der mehrere hundert Schritte im Umfange hatte und sehr tief war.

Hier entkleidete sich die Unglückliche auf Verlangen der beiden Zabinsky bis aufs Hemde gutwillig; doch legte sie das sogenannte Skapulier nicht ab, das ihr jetzt von ihrer Anklägerin mit Gewalt entrissen wurde. Diese besprengte hierauf den Teich mit Weihwasser und ihr Sohn band der vermeinten

Hexe die Hände und Füße kreuzweise mit Stricken von Stroh zusammen. Der Schulze ließ sie hierauf auf ein drey Ellen langes und eine Elle breites Bret setzen; an dies Bret befestigte Franz von Zabinsky einen langen Strick, warf ihn seinem, am entgegengesetzten Ufer stehenden Vater zu und dieser zog alsdann das Bret mit der gebundenen Kopka ins Wasser. Sie fiel indessen gleich am Ufer von dem Bret ins Wasser; die Strohseile lößten sich, da sie naß wurden, auf und so kam sie, frei von ihren Banden, wieder glücklich ans Land. Da dieser schlecht abgelaufene Versuch die Edelleute nicht zufrieden stellte, so wiederholten sie denselben zum zweitenmale und er endigte sich abermals damit, daß die Frau, wie das erstemal, ans Land schwamm. Die meisten Anwesenden kehrten nun ins Dorf zurück; denn, daß sie nicht untersank, schien ihnen ein deutlicher Beweis, daß die im Wasser

Geprüfte, eine wirkliche Hexe ſey. Ihr Mann, der mit ihr ein und zwanzig Jahre in einer zufriedenen Ehe gelebt hatte, war bis jetzt ein müßiger Zuſchauer dieſer ſchrecklichen Scene geblieben, er vermochte nichts gegen Gewalt und fand keinen Freund, der ihm beiſtand. Da er nun ſah, daß man ſeine Frau für ſchuldig erklärte, ſo wurde er hierdurch aufs heftigſte bewegt; er kehrte im Gefühl ihrer Unſchuld um und forderte die Heimkehrenden auf, die Prüfung ſeiner Frau zu endigen, ſie beſſer zu binden, mitten auf den Teich zu ziehen und ſie dann ins Waſſer zu werfen.

Alles geſchah mit barbariſcher Sorgfalt und dennoch vergebens. Die Arme ſchwamm eine Zeitlang in dem Teiche herum und wurde endlich ans Land gezogen. Hierdurch nun hielten ſich die Zurückgekehrten völlig überzeugt, daß ſie eine Hexe ſey und übten jetzt die ſchrecklichſten Mishandlungen an ihr.

Alle, besonders heftig aber Zabinsky, schlugen sie mit Prügeln und drangen unaufhörlich in sie, ihre Verwandtin Agnes zu entzaubern.

Die mishandelte Frau hörte nicht auf, ihre Unschuld zu betheuern und um Erbarmen zu flehen. Sie bat nur, man möchte sie aufrichten und auf die Füße bringen; auch das wurde ihr versagt, und einer der Barbaren schlug auf die auf der Erde liegende noch so lange mit einem Stocke, bis er sprang, worauf er ihr die Splitter desselben ins Gesicht stieß.

Müde, einem Schauspiele zu zusehen, das ihnen nicht mehr Abwechslung gewährte, giengen die Versammelten jetzt in das Dorf zurück und ließen die mit Blut bedeckte, dem Tode nahe Frau, ohne Hülfe, unter freiem Himmel, in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beiden Töchter, die eine von vierzehn, die andere von eilf Jahren,

welche früher es nicht wagten, durch den Jammer ihrer Mutter gerührt, herbei und trugen sie mühsam bis an die äußersten Gärten des Dorfes, wo die Arme aus Schwäche liegen blieb.

Gegen Abend wurde von der Versammlung der Edelleute des Dorfes beschlossen, sie über die Gränze zu bringen. Franz von Zabinsky spannte deshalb den Leiterwagen seines Vaters an, legte die von Allen verlassene Frau darauf und fuhr in einer zahlreichen Begleitung hinweg. Unterwegs gab er ihr stets die empfindlichsten Peitschenhiebe und seine Mutter schrie unaufhörlich: sie solle ihre Tochter entzaubern.

Schon waren sie ziemlich weit vom Dorfe entfernt, als das Bret des Wagens, worauf sie lag, brach und sie mit demselben auf die Erde fiel. Hier ließen sie die Begleiter, ihres flehenden Jammertones ungeachtet liegen und eilten nach Hause.

Während dieſer Zeit, hatte der Mann jener Unglücklichen, der ſie aus Furcht vor Mißhandlungen verließ, zu Hauſe die Sache überdacht. Die angeſtellte Waſſerprobe hatte ihn in dem Glauben an die Unſchuld ſeiner Frau wankend gemacht, wozu noch das einſtimmige Urtheil der Edelleute und des Schulzen, ſeines Oberen, kamen. Auf der andern Seite ſprachen Zuneigung, Mitleid und das Bewuſtſeyn einer einundzwanzigjährigen glücklichen Ehe zu laut für ſie; dieſe ſiegten, er nahm Kleider und Wäſche mit und eilte den Uebrigen nach. Bald fand er ſeine Frau mitten auf dem Wege, ſprachlos. Sie röchelte nur noch, aus Mund und Naſe floſſen Ströme von Blut. Alle Mühe ſie aufzurichten, war fruchtlos, ſie rang ſchon mit dem Tode. Verzweiflungsvoll warf er die Kleider auf ſie, lief ſinnlos nach Hauſe und als er nach einer Stunde, in Begleitung ſeiner

Kinder wiederkehrte, fand er sie völlig todt.

So endete diese Frau, ein gräßliches Opfer des Aberglaubens, welche nach der Aussage aller Zeugen, stets ein stilles ehrbares Leben geführt hatte. Ihr hinterlassener Mann fühlte jetzt erst die Größe seines Verlustes, eilte zu dem Pfarrer zu Wiehle und zeigte den Vorfall an. Dieser gab sogleich dem Landvogteigerichte zu Könitz davon Nachricht, welches schnell die Verbrecher einziehen ließ. Schon war indessen die Urheberin des Unheils, die Frau des Zabinsky entflohen. Die übrigen Mitschuldigen des Mordes wurden, nach dem endlichen Gutachten des Kammergerichts, zum Festungsbau auf vier, drei und zwey Jahre verurtheilt.

Die Richter berücksichtigten hierbei den Aberglauben, die eingewurzelten Vorurtheile

und den hohen Grad von Einfalt bei den Verbrechern. Solchen Jammer vermag Mangel an Erziehung und richtigen Begriffen dem Schuldloſen zu bereiten!

Zwey Geistergeschichten.

Das Zauberschloß.

Ein Spiegel für Jungfrauen.

Schnell vorwärts! rief Adele dem zögernden Kutscher zu und nickte freundlich zum Wagenfenster hinaus, den Eltern Lebewohl. An ihrer Seite wiegte sich ihre Erzieherin, eine alternde Französin.

Adele war die einzige Tochter eines bedeutenden Kaufmanns in einer mittelmäßigen Stadt Schwabens. Ihre Mutter brachte aus der Residenz alle Fehler einer vornehmen Erziehung und alle Ansprüche eines verwöhnten Töchterchens mit. In demselben Geiste wurde Adele erzogen. Sie erfuhr, daß sie reich, schön und verständig sey, lernte

von ihrer Gouvernante Manieren verbuhlte Blicke und franzöſiſch, von ihren Meiſtern Geklimper auf dem Flügel und der Guitarre und aus der Leſebibliotheck ein Heer von Romanen und Schauſpielen kennen.

Sie über die Beſtimmung ihres Geſchlechts, über die Würde und den Adel des Weibes aufzuklären, ihrem Herzen Gefühl für Tugend und Religioſität einzuflößen, daran dachte niemand, denn auch ihrer Mutter waren dies unerkannte Sphären. Ceremonietand hatte man dieſer Religion, den Beſuch der Kirche, Frömmigkeit, ſchmuhigen Geiz im Kleinen und Mißhandlung des Geſindes, Haushaltungskunſt und dies alles zuſammen in dem Hafen des Eheſtandes verübt, Beſtimmung des Weibes genannt. Gewiſſenhaft vererbte ſie dieſe Anſichten auf ihren Liebling und nur zu gelehrig ging die Tochter in die Methode der Mutter ein. Die Politur des Zeitgeiſtes gab ihr Mlle.

St. Julien, eine witzige Pariserin. Jung, schön und reich, wurde Adele bald von einem Kreis Anbeter umringt, welche durch Schmeicheleien und die ganze Art ihres Benehmens, das verwirrte Köpfchen des schönen Mädchens noch mehr mit eingebildeten Vorzügen und thörichten Ansprüchen erfüllten.

Adelens Vater handelte mit ausländischen Producten und verdiente, da er ganz Kaufmann, spekulativ und fleißig war, durch kluge Berechnungen viel Geld.

Aber plötzlich fiel die Kontinentalsperre ein. Alle englischen Fabrikate wurden gänzlich verboten, die Kolonialwaaren durften nur mit großem Impost eingeführt werden. Hierdurch fielen Zweidrittheile des Gewinnstes der Handlung hinweg und dennoch mußte der eingeführte Ton des Hauses fortgesetzt werden. So wollte es die Eitelkeit der Mutter und des Vaters Schwäche ließ es geschehen. Das mühsam erworbene Vermögen

schmolz indessen durch diese Lebensweise beträchtlich und es war vorauszusehen, daß es bei fortgesetztem Aufwande, bald verschwinden würde. Adele war jetzt zwey und zwanzig Jahre alt und der Kreis ihrer Verehrer minderte sich bereits. Ob die zu hohen Ansprüche des Mädchens oder das verminderte Vermögen der Eltern, dessen Verringerung bei aller Klugheit doch nicht lange ein Geheimnis bleiben konnte, Ursache waren, ist nicht bekannt geworden. Da traf die Nachricht von der Krankheit einer betagten, sehr reichen Tante ein, welche Adelens Pathe war und sie vor ihrem Tode noch bei sich zu sehen wünschte. Sie wohnte in einem Landstädtchen am Fuße des Schwarzwaldes und gab gegründete Hoffnung, zu einem sehr bedeutenden Erbtheil für ihre Pathe. Der Wunsch der Tante war für Adelens Eltern Befehl und schon am dritten Morgen nach empfangener Kunde, saß die Jungfrau mit

ihrer Bonne im Wagen, um die Tante im ſchauerlichen Schwarzwalde heimzuſuchen. Vor dem Stadtthore empfing Baron Wallen, ein junger Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft, die Damen; er war reich, witzig aber ein liebenswürdiger Roué, mit denen jedoch, wie man ſagt: die Schönen bisweilen am liebſten verkehren. So auch Adele. Sie zeichnete ihn vor ihren übrigen Freunden aus und Wallen benutzte dieſe Vorliebe für ihn, zu einem Plan auf die Tugend des ſchönen Mädchens. In dem Hauſe ihrer Eltern war indeſſen eine ſolche Idee unausführbar, denn die Mutter, ſo ſehr ſie dem geliebten Töchterchen gefällig lebte, hütete doch in dieſem Punkte mit Argusaugen die Ehre der Familie.

Adelens Reiſe war darum für den lüſternen Baron ein willkommenes Ereignis, um ſeine Entwürfe auszuführen. Er kündigte den Damen an, daß er die Ehrr haben würde,

ſie zu Pferde zu begleiten, da Familienange-
legenheiten ihn in die Nähe ihres Reiſeziels
riefen. Die Jungfrau kannte indeſſen Wal-
tens Vorhaben, ſie zu begleiten, ſchon frü-
her, ſtellte ſich jedoch verwundert über den
glücklichen Zufall. Beide Damen nahmen
die Begleitung eines männlichen Beſchützers
mit Dank und Freude an. Unter ſüſſem
Geſchwätz floh der Tag; ein lieblicher Herbſt-
abend, der den Himmel mit Purpur röthete,
ſank herab; mit ihm befanden ſich die Rei-
ſenden in den Schlüften des Schwarzwaldes.
Wallen gab jetzt das Pferd ſeinem Reit-
knecht und nahm in dieſer traulichen Däm-
merung bei den Damen Platz. Manches
holde Wort wurde hier über des Herzens
Glück und Leiden gegeben und genommen,
bis zuletzt das Geſpräch auf die Abentheuer
dieſer Gegend kam. Die Geiſtergeſchichten
der früheren, die Raub- und Mordthaten
der ſpäteren Zeit, deren Schauplatz der

Schwarzwald war, ſtrömten im romantiſchen Gewand aus Wallens Munde und ängſteten zu ſeiner heimlichen Freude, die zitternden Schönen. Auch erreichte er damit ſeinen beabſichtigten Zweck, der Tochter Vorſchrift, die ganze Nacht hindurch zu fahren, durch ihre Furcht zu brechen. Die Damen beſchloſſen, auf der erſten, nur noch drei Stunden weit entfernten Station zu übernachten und dort den Anbruch des kommenden Tages zu erwarten. Als Wallen endlich den Vorrath ſeiner Schauergeſchichten erſchöpft hatte, ſo erbot er ſich, im Voraus für die Bequemlichkeit der Damen in dem Gaſthofe des Städtchens zu ſorgen. Mit Dank nahm man dieſe zarte Sorgfalt auf und ſchnell war Wallen mit ſeinem Reitknechte verſchwunden. Der Weg wurde jetzt unebener; bald rollte der Wagen tiefe Thäler hinab, bald zogen die Pferde ihn mühſam, ſteile Höhen hinan. Todesangſt faßte die verlaſſenen Mädchen.

Plötzlich stieß der Wagen an, stürzte auf die Seite und die Bewohnerinnen desselben heraus. Das eine Rad war an einer Baumwurzel hängen geblieben und hatte dem Kasten eine schiefe Richtung gegeben, wodurch der Tragriemen brach und der Wagen umfiel. Adele war unverletzt, allein die jammernde Gouvernante hatte den Fuß verstaucht und konnte nicht von der Stelle. Wer sollte jetzt Rath schaffen? Da spannte der Postillion die Pferde aus, um Hülfe in dem nächsten Dorfe zu holen. Mlle. St. Julien konnte kaum aufstehen, nur Adele wandelte ängstlich im Mondscheine und blickte die Straße entlang, ob sie nicht ein menschliches Wesen gewahrte, welches sie nach Wallen senden könnte. Als sie so einige Zeit langsam und ermüdet fortgewandelt war, schimmerte ihr seitwärts durch Fichtendunkel, auf einem nahen Hügel ein Gebäude entgegen. Erstaunt und freudig eilte sie darauf zu,

voll Zuverſicht, hier die erſehnte Hülfe zu finden. Auf Schlangenpfaden drängte ſie ſich durch das Geſträuch und ſtand jetzt vor einer Schloßruine von großem Umfange. Vielleicht iſt dieſes Gebäude dennoch bewohnt, dachte Adele und klopfte, von einem unwiderſtehlichen Zuge ergriffen, an der hohen Pforte.

Krachend öffnete ſich das Thor, Adele trat ein und ſchnell ſchloſſen ſich die Flügel hinter der Zitternden. Beim Helldunkel des Mondlichtes erblickte ſie ſich in einem langen, menſchenleeren Burghofe, an deſſen äuſſerſtem Ende ihr Licht entgegen ſchimmerte. Sie ſchritt voran und ſah, daß dieſes Licht eine Kapelle dürftig erhellte. Sie ſchloß ſehr richtig, daß da, wo ein brennendes Licht ſich befindet, auch Menſchen nicht fern ſind und täuſchte ſich nicht. Denn kaum war ſie in das Helldunkel der Kapelle getreten, da richtete ſich ein Eremit im Silberhaare langſam

von einem groſsen Buche auf, das ihn zu beschäftigen schien und blickte sie an.

Die schüchterne Jungfrau erschrack heftig bei dem Anblick dieser Erscheinung, doch faſste sie sich und trat näher.

Was willst du, meine Tochter! begann der Greis, hier an diesem heiligen Orte, in der Stunde der Nacht?

Adele erzählte ihm ihr Schicksal und bat ihn um Hülfe. Nützen will ich dir, erwiederte der Eremit, aber dauernder wie für diese kurze Reise. Dein Geschick hat dich nicht vergebens in dieses Heiligthum geführt. Danke ihm und folge mir.

Adele verstand nichts von der Rede des Alten, darum beugte sie sich schweigend vor ihm; denn schon sein Anblick flöſste ihr ehrfurchtsvollen Schauer ein. Der Greis erhob sich und reichte ihr die Hand, sie faſste dieselbe, aber o Himmel! diese war eiskalt.

Erſchüttert trat ſie zurück. Mit Geiſterlächeln ſprach der Geiſt: das Alter tödtet des Blutes Feuer; auch du wirſt einſt die Rechte der Zeit erfahren. Winkend ſchritt er ihr voran. Sie ſtanden jetzt vor einem ſchwarzen Portale. Der Greis klopfte in abgemeſſenen Schlägen ſiebenmal an demſelben. Zwei Knaben, im weiſſen Gewande, mit Palmenzweigen in der Hand, traten heraus. Feierlich ſprach der Greis: entzieht dieſe Jungfrau des Schickſals finſtrer Macht! Freundlich neigten ſich die Knaben und winkten der Erſchrockenen. Der Greis bedeutete ihr, ihnen zu folgen und verſchwand.

Die Knaben eilten glänzenden Marmorſtufen hinan; hinter ihnen Adele. Die kleinen Führer berührten die Thüre, welche ſich am Ende der Treppe befand, kaum mit ihren Zweigen, ſo erſchloß ſie ſich und Adele trat ein. Eine Reihe von glänzenden Gemächern nahm die Staunende auf. Pracht und

Geſchmack wetteiferten hier, Alles zu vereinigen, was das Auge entzücken und den äſthetiſchen Sinn erheben und befriedigen kann. Mit den erleſenſten Stoffen waren die Fenſter und Wände bekleidet, Trümeaux und Vaſen reich vergoldet, alle Geräthſchaften in dem gewähltеſten Geſchmack, von den ſeltenſten Holzarten, mit edlen Steinen verſchwenderiſch geſchmückt. Die Deckenſtücke und andere Gemälde ſchienen von der Hand der edelſten Meiſter aus der italieniſchen und niederländiſchen Schule verfertigt; der Fußboden ſogar war aus künſtlicher Moſaik gebildet und ſtellte mannichfache Geſchichten dar. Dennoch war ein jedes Gemach in einem andern Style dekorirt und trug einen eigenen Charakter. Den Saal, welcher für die Freuden der Tafel beſtimmt war, ſchmückten Stilleben und Fruchtſtücke, die von Rebenlaub und Thyrſusſtäbe umrankt waren; die Geſellſchaftszimmer waren mit Gobbelins

verhangen, die Schlafgemächer mit grüner oder himmelblauer Seide umhüllt. Alles geſchmackvoll und reich. Lange konnte Adele ſich nicht von dem Staunen erholen, das ſie bei dem Blick auf dieſe Prunkgemächer beraubte; doch löſte ſich dieſe Empfindung allmählig im Wohlgefallen an dieſen herrlichen Umgebungen und zuletzt in Neugier auf, das Ganze näher zu betrachten. Hier fiel ihrem prüfenden Blick zuerſt ein Käſtgen auf, ſchwarz mit Gold, auf deſſen Deckel eine Perlenſchiffer ſtand. Sie trat näher und las: Für Unzufriedene. Dieſe Inſchrift erhob ihre Neugier noch mehr und nach einem kurzen Kampfe zwiſchen Furcht und Begier, ſiegte die letztere. Adele öffnete und — erblickte das Innere des Käſtgens mit einer Auswahl der ſeltenſten Edelſteine geſchmückt. Diademe, Halsbänder, Ohrgehänge, Ringe und Nadeln in der geſchmackvollſten Faſſung ſtrahlten ihr entgegen. Nach einigem Zögern

wählte ſie einen vorzüglich reichen Brillantring, paßte ihn an und fand ihn ihrem Finger, wie angegoſſen. Kaum hatte ſie den Ring an ihrer Hand, ſo wandelte ſich ihre Furcht in Heiterkeit und Entzücken. Jetzt ſchlug auf der benachbarten Thurmuhr die Geiſterſtunde. Mit dem letzten Glockenſchlage öffnete ſich die Thüre eines Seitenkabinets und heraus traten zwey junge, reichgekleidete Damen. Sie näherten ſich Adelen, beugten ſich vor ihr und ſchienen ihre Winke zu erwarten. Geſchmeichelt von dieſer Aufmerkſamkeit, fragte ſie Adele ſehr freimüthig: wo kommen Sie her, ſchöne Damen und wie heiſſen Sie?

Stella iſt mein, Lucinde der Name meiner Gefährtin, entgegnete die erſte, eine blühende Blondine, die in lichtblauer Seide prangte. Ihre Gefährtin, eine junoniſche Brünette, die ein purpurnes Gewand umſchloß, fuhr fort: wir ſind von der Herrn

ſcherin dieſes Schloſſes geſendet, ihre Befehle zu erwarten und wünſchen Ihnen Glück zu der Erfüllung Ihrer Wünſche.

Wer iſt die Gebieterin dieſes Schloſſes? fragte dieſe ſchnell.

Die Fürſtin Herminia, erwiederte Lucinde. Sie werden dieſelbe noch kennen lernen.

Ich im Pallaſte der Fürſtin Herminia und der Erfüllung meiner Wünſche gewiß! dachte die Erhobene und wendete ſich ſtolz und glücklich zu ihren ſchönen Dienerinnen.

Ich preiſe die Gnade der Fürſtin, ſprach ſie und danke Ihnen für Ihren Glückwunſch. Doch möchte ich nicht in dieſem Gewande, das von der Reiſe und meinem Unfall zerknittert iſt, vor Ihrer Gebieterin erſcheinen. Sie errathen daher meinen Wunſch. —

Die beiden Dienerinnen verſtanden ſie, nahmen Adele in ihre Mitte und brachten ſie in ein Marmorbad, wo ſich aus zwölf

krystallenen Röhren, sprudelndes Wasser in das Becken goß. Die Schöne wurde hier schnell entkleidet und entstieg nach kurzer Frist, blühend und frisch wie Hebe den verjüngenden Fluthen. Jeder ihrer Reize strahlte in höherem Schimmer. Ein Spiegelgemach nahm sie zur Toilette auf, welche durch eine königliche Garderobe und den Inhalt des schwarzen Kästgens meisterhaft vollendet wurde.

Ein Blick in den Spiegel lehrte die selige Jungfrau, wie entzückend schön sie sey. Allein auch diese Selbstbewunderung wich bald einem neuen Bedürfnis, dem Bedürfnis, sich auch von Andern bewundern zu lassen. Zwar vereinigten sich Stella und Lucinde zu dem Preis ihrer Schönheit, allein Adelens Herz fühlte nichts bei diesem Lobe. Sie hatte nicht vergessen, daß ihre Begleiterinnnn ihr die Erfüllung aller Wünsche zusagten und bemerkte diesen jetzt: so reich

und geſchmackvoll ſie auch durch ihre Sorgfalt gekleidet ſey, ſo wäre dieſes doch ſicher nicht darum geſchehen, um der kalten Bewunderung eines Spiegels ausgeſetzt zu ſeyn!

Lucinde neigte ſich lächelnd nach dieſen Worten und beide winkten ihr, ihnen zu folgen. Sie durchwanderten abermals eine Reihe von Prunkgemächern und vernahmen in dieſen ſchon ein fernes dumpfes Getöſe, das, wie es ſchien, von einer zahlreichen Verſammlung erregt wurde. Adele täuſchte ſich nicht. Jetzt rauſchten die Flügelthüren und ſie trat in den großen, blendend erleuchteten Geſellſchaftsſaal. In ihm war ein glänzender Cirkel der feinen Welt verſammelt. Obgleich ſie Niemand von den Anweſenden kannte, ſo ſchien ſie doch von allen gekannt und geehrt. Mit ungezwungener Feinheit zog man ſie ins Geſpräch, bedauerte ihren erlittenen Unfall, hoffte ſie hier zu entſchädigen, ging dann zu den neueſten

Moden, der Lieblingslektüre des Tages, den beliebtesten Schauspielen u. s. w. über und schnell war die Anfangs verlegene Schöne hier in ihrem Elemente und legte ihre Schüchternheit bald völlig ab.

Mit Göthes Worten: Das Schöne thun, ist schwer, es erkennen noch schwerer, trat jetzt ein junger Mann, kräftig und blühend wie Apoll zu Adelen. Heil mir und Ihnen, schöne Jungfrau! fuhr er fort, daß uns beiden diese seltene Gabe ward. Adele lächelte und schlug die Augen nieder. Sie scherzen oder schmeicheln, erwiederte die Gefeierte; beides ist unbillig, zumal da Sie bis jetzt nur die bedeutungslose Aussenseite der Fremden kennen.

Bedeutungslos und fremd? entgegnete der schöne Jüngling. Ich verstehe. Sie erwarten, daß ich daß erstere widerlegen soll; allein Ihr Selbstgefühl thut dies besser, als es Prinz Heliodor vermag. Fremd aber sind Sie mir nur insofern, als Sie

das Gerücht, welches Sie uns als die reizendste der Erdentöchter schilderte, weit hinter sich zurück lassen. Dies ist nicht Schmeichelei, sondern Gefühl der höchsten Ueberzeugung. Adele vermochte nichts zu antworten. Die Bewerbung des schönen und geistreichen Fürstensohnes verwirrte sie völlig und sie dankte dem Himmel, als die gebotenen Erfrischungen das Gespräch unterbrachen. Mehrere Herren umringten sie jetzt, bald in stummer, bald in sprechender Verehrung. Doch wich Prinz Heliodor nicht mehr von ihrer Seite, wodurch sich Adelens Stolz und Sinnlichkeit süß geschmeichelt fühlten. Plötzlich ertönte von einem unsichtbaren Orchester liebliche Musik. Die Kreise der Sprechenden ordneten sich zum Tanze. Heliodor forderte Adelen auf und begann als der Erste der Versammlung, mit ihr den Ball. Die Geschmeichelte überließ sich stets sorgloser den Regungen der Lust und fühlte in den Armen

des männlich schönen Jünglings, nie geahnte Seligkeit. Doch schon nahte der Augenblick, wo sie den Wechsel der Lust empfinden, mit grauser Wahrheit erinnert werden sollte, wie nahe Sinnenfreuden dem Staube verwandt sind.

Die Reihentänze fingen an. In mannichfachen Gruppen wechselten die Tanzenden und stellten sinnreich und sprechend den Ausdruck der Leidenschaften dar. In diesen wundervollen Schlingungen des Tanzes verlohr Adele den Prinzen. Erschöpft ließ auch sie sich jetzt auf eine Ottomanne nieder. Stella trat zu ihr und bot ihr einen mit Rosen umkränzten Pokal. Noch darf ich nicht trinken, entgegnete Adele, denn ich bin zu sehr erhitzt; aber wo ist mein Tänzer hingekommen? fragte sie dringend. Er ruht in diesem anstoßenden Gemache, versetzte Stella, lassen Sie uns ihn aufsuchen. Adele folgte, trat ein und fand sich in einer neuen

Zauberwelt befangen. Das ganze Gemach ſchwamm im wollüſtigem Helldunkel, welches Alabaſtervaſen, dem Mondlicht gleich herab goſſen. Blühende Roſen, untermiſcht mit Myrthen und dem Schmelz der Orangenblüthen dufteten auf kunſtreichen Blumentiſchen. In halb erhabener Arbeit ſchimmerten an den Wänden Marmorgruppen, der ſinnlichen Liebe geweiht. Der ſchöne Schläfer Endymion, von Luna geweckt, Leda mit ihrem gefiederten Liebling, der verrathene Mars und ähnliche Darſtellungen ſchmückten das Zimmer. Mit Ihnen wechſelten Gemälde im Geſchmack eines Tizian und Correggio. Schneller hob bei dieſem Anblick ſich Adelens Bruſt, laut klopfte ihr Herz; erröthend wollte ſie fliehen und — konnte doch nicht. Da fiel ihr im Hintergrunde des Gemachs ein grüner, ſeidener Vorhang in die Augen, der eine Niſche zu verſtecken ſchien. Sie ſchritt zögernd hinzu,

hob ihn empor und — o der Wonne! sah hinter demselben ihren Liebling Heliodor auf rosenfarbenen Polstern schlummernd. Sie verschlang die Erscheinung mit glühenden Blicken, sah, wie ein seliges Lächeln um den rosigen Mund schwebte, wie geheime Wonne das blühende Gesicht verklärte. Da erhob sich der Schlummernde ein wenig im Traume, nannte Adelens Namen und sank dann lächelnder zurück. Nun vermochte sich die wonnetrunkene Jungfrau nicht länger zu halten, schon wollte sie in die offenen Arme des Träumers sinken; doch Stella stand noch immer mit dem Labetrunk hinter ihr. Adelens Gefühl scheute die Dienerin. Jetzt will ich trinken, rief sie, ich lechze vor Durst. Sie nahm den Pokal und leerte ihn schnell. Stella war verschwunden. Die Glocke schlug auf dem benachbarten Thurme eins. Plötzlich rieselte es ihr wie Eis durch die Adern; der glänzende Pokal wandelte sich zum Men-

ſchenſchädel um, dem ſchäumendes Blut entquoll. Aus den Roſen wurden Knochenſplitter. Die Marmorbilder an den Wänden ſchwanden zu grinſenden Todtengerippen. Adele erſtarrte und war einer Ohnmacht nahe. Doch faßte ſie ſich wieder und blickte noch einmal nach der Niſche; allein dieſe war wieder geſchloſſen. Sie ſtrebte jetzt, die Thüre zu erreichen, als dieſelbe ſich öffnete und an des Eremiten Hand eine weibliche Geſtalt im langen weiſſen Gewande, mit bleichem Geiſterantlitz eintrat.

Was ſuchſt du hier in dieſem Schloſſe? fragte ernſt, doch ſanft die Geſtalt. Adele vermochte nicht zu antworten.

So höre denn, was zu deinem Frieden dient, fuhr die Geſtalt mit leiſer Geiſterſtimme fort. Ich bin Herminia, die einſtige Herrſcherin dieſes Schloſſes, war jung und ſchön, eitel und ſinnlich wie du. Ich erlag und wurde Verbrecherin. Du ſaheſt

hier im Bilde, wie dieſer fromme Greis, der auch mein Warner, doch ungehört war, es dir zuſagte, die Ereigniſſe meiner Jugendtage, ähnlich den deinigen. Zum Schluſſe, rief der Eremit: ſieh hier hinter dieſem Vorhange, was auch dich in dieſen nächtlichen Stunden bedrohte. Sieh, ſchaudere und ſey weiſe! Bei dieſen Worten rauſchte der ſeidene Vorhang empor und Adele ſah — ein blutendes, erwürgtes Kind, daß noch zu röcheln ſchien. Sie ſah es und ſank in Ohnmacht. — — — So wachen Sie doch endlich auf, tönte gellend der ſchwer athmenden Träumerin, die Stimme der zürnenden Bonne ins Ohr. Sie fuhr empor und ſah ſich unter einem Baume, unſern des wiederhergeſtellten Wagens. Sie haben ſüß und lang geſchlafen, fuhr die geſchwätzige Erzieherin fort, laſſen Sie uns jetzt eilen, um ins Nachtquartier zu kommen, wo Wallen unſerer harrt. Mein Nachtquartier iſt

hier im Wagen, erwiederte ernſt und entſcheidend die Jungfrau und die heiligſte Pflicht für mich, der Eltern und der ſterbenden Pathe Wunſch ſchnell zu erfüllen.

Aber der Baron? fragte kopfſchüttelnd die gefällige Franzöſin. Iſt ein Grund mehr, mich in meinem Entſchluß zu beſtärken. Adele hielt Wort, ließ ſich weder durch das Flehen noch durch den Spott des lüſternen Wallen von ihrem Entſchluß abwendig machen, ſondern eilte unaufhaltſam in die Arme der ſterbenden Verwandtin. Nach dem ſchnellen Tode der Pathe, deren einzige Erbin ſie war, trat ſie die Rückreiſe zu ihren Eltern an und entfernte den Baron mit dem läſtigen Kreis ihrer ehemaligen Verehrer. Ein einfacher aber ſittlich guter und verſtändiger junger Kaufmann erhielt bald darauf Adelens Herz und Hand und ſtellte durch Geiſt und Thätigkeit den geſun-

kenen Flor der Handlung wieder her. Sie lebte lange und glücklich im Kreiſe froher Eltern und Kinder, an der Seite des edelſten Gatten.

Das Verhängnis.

Unter die würdigsten Offiziere der Pr**schen Armee gehörte der Rittmeister von G. *) Er war jung und unverheirathet, hatte aber mehr Sinn für die stillen Freuden einer gewählten Lektüre und des Umgangs mit einigen wenigen [illegible] Freunden, wie für die rauschenden [illegible] elt.

An einem [illegible] lingsabend ritt er mit seinem Diener nach P***, wo er

* Da die Personen dieser Geschichte größtentheils noch leben, so ist es uns nicht vergönnt, ihre Namen zu nennen.

A. d. H.

in Garnison lag, um die Wonne der neu grünenden und blühenden Schöpfung zu genießen. Sie waren unfern eines benachbarten Dorfes, da bemerkte der Rittmeister, daß dem Pferde des Reitknechts ein Hufeisen fehle. Er befahl seinem Diener daher, in dem nahe liegenden Dorfe den Schaden ersetzen zu lassen. Dieses geschah. Der Rittmeister ritt indessen langsam durch das große Dorf, da der Reitknecht genau wußte, welchen Weg sein Herr zu nehmen pflege. Die Abenddämmerung brach jetzt allmählich ein. Kaum war der Rittmeister eine kleine Strecke von der Schmiede entfernt, obgleich immer noch in der langen Strasse des Ortes, so bemerkte er, daß ihn an der linken Seite seines Pferdes, eine weisse Gestalt begleite, welche mit dem Gange desselben stets gleichen Schritt hielt. Er erschrack heftig, faßte sich jedoch bald wieder und beobachtete genau das Wesen dieser Gestalt. Sie schien mehr

als Schatten und doch kein wirklicher Körper zu seyn, ähnlich einem Nebelbilde; ihre Gesichtszüge vermochte er nicht zu unterscheiden. Ihm wurde jetzt immer unheimlicher bei dieser sonderbaren Erscheinung. Schnell setzte er daher den rechten Sporen seinem Pferde in die Seite, aber der Braune, ein junges sonst sehr rasches Pferd, ging unveränderlich seinen langsamen Schritt. Der Rittmeister hielt sein Pferd an, die Gestalt stand diesem dicht zur Seite. Er fragte einige Vorübergehende, ob sie nichts an der linken Seite seines Pferdes bemerkten. Sie sahen ihn verwundert an und schüttelten schweigend die Köpfe. Er ritt weiter, stets von der Erscheinung begleitet. Am entgegengesetzten Ende des Dorfes, das er jetzt erreichte, lag der Kirchhof. Ein Fußpfad führte auf diesen. Hier an dem Scheidewege verließ ihn endlich die Gestalt und wandelte auf dem Fußpfade nach dem Kirchhofe. Von G. betroffen

über dieſe Wendung ritt langſam und voll brennender Begierde auf die Entwicklung dieſer Geſchichte, dem Kirchhofe näher und ließ die Geſtalt nicht aus den Augen. Er ſah deutlich, wie ſie durch die halb offene Thüre in das Innere des Kirchhofes trat. Die Geſtalt wandelte fort, bis ſie in die Mitte des Raumes zu einem großen Lindenbaume kam. Hier blieb ſie einen Augenblick ſtehen und verſank dann ſichtbar und langſam in die Erde.

Der Rittmeiſter, aus einer altadelichen Familie entſproſſen, hatte eine ſehr gute Erziehung erhalten und war daher von Furcht und Aberglauben weit entfernt, obgleich auch er mit Shakespeare fühlte, daß noch ſo manches unter dem Monde ſey, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt. Ernſt und ruhig ſetzte er daher ſeinen gewöhnlichen Weg fort und bald erſchien ſein Reitknecht wieder hinter ihm. Schweigend kamen beide in P*** an, wo von G. den Tag und

die Stunde jener Erscheinung noch an demſelben Abend ſorgfältig in ſeine Schreibtafel aufzeichnete. Auſſerdem erfuhr keiner ſeiner Bekannten etwas von dieſem Vorfall. Nur ſeinem Herzensfreunde J*** theilte er unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit jene Geſchichte mit. J*** ließ, wie jeder denkende Kopf, die Erſcheinung auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, ſuchte ſeinen ernſten Freund zu erheitern und ſo war die Geſchichte bald vergeſſen.

Einige Jahre nachher machte der Rittmeiſter in Berlin die Bekanntſchaft des Barons B***, eines reichen P**ſchen Gutsbeſitzers. B. beſaß eine Tochter, welche Geiſt und Anmuth in einem ausgezeichnet hohen Grade vereinigte. Von der Natur durch einen ſanften Charakter beglückt, wurden die Vorzüge deſſelben noch durch die ſorgfältigſte Bildung bei ihr erhoben und ſo war Auguſte v. B. eine der wünſchenswertheſten

Parthien für den jungen Adel jener Hauptstadt. Sie sehen und lieben war bei dem gefühlvollen Rittmeister v. G. das Werk eines Augenblicks und er trug es einem seiner ältesten Freunde auf, um das Fräulein in seinem Namen zu werben. Von G. war für einen eben so tapfern als edlen Mann in B. bekannt. Längst schmückte ihn der Verdienstorden. Männliche Schönheit und zwey schuldenfreie Güter, waren ausser diesem, keine verächtliche Zugaben. Dennoch schienen seinen heissen Wünschen kaum überstelgliche Hindernisse entgegen zu stehen. Auguste liebte zwar den biedern und schönen Mann mit hoher Glut, aber dem Ehrgeize des Vaters schien diese Heirath zu gering. Das Krankenlager und bald das Sterbebette milderten die Gesinnungen des Ehrgeizigen. Er wollte nicht scheiden, ohne die Wünsche seiner Lieblingstochter erfüllt zu haben. Zwey Tage vor seinem Tode legte ein Prediger

die Hände der Liebenden vor dem Bette des Kranken ſeegnend in einander. Nach der Trauung wünſchte der Baron mit dem Prediger allein zu ſeyn. Dieſer war lange bei ihm und war in Beziehung auf die Unterredung mit dem Sterbenden, verſchwiegen gegen die jungen Eheleute. Erſt mehrere Monate nach dem Tode des Barons, entdeckte der Prediger dem Rittmeiſter, daß der Verſtorbene ihm ſonderbare Ahnungen mitgetheilt habe, die ihn wachend und in Träumen geängſtigt hätten und deren Inhalt geweſen ſey: ſein Liebling Auguſte werde unglücklich in ihrer Ehe ſeyn und ihm bald nachfolgen. Er, der Prediger habe dieſe Träumereien, gleich dem Arzte, aus dem unregelmäßigen Andrang und den heftigen Wallungen des Blutes erklärt, wobei ſich der Sterbende beruhigt hätte. Nach dem Tode des Vaters eilten die Vermählten nach P*** in die Garniſon des Rittmeiſters

zurück und verlebten hier in dem Genusse gegenseitiger Liebe und Achtung, selige Tage. Ein halbes Jahr nach ihrer Vermählung wurde der Rittmeister genöthigt, seine Güter in Schlesien zu bereisen und da die Angelegenheiten, die er dort zu ordnen hatte, gerade nicht zu den erfreulichsten gehörten, so entschloß er sich, seine Gemahlin in P** zurückzulassen. Eine Frist von wenige Wochen sollte ihn wieder in ihre Arme führen. Allein die Rechnungen, welche er dort durchzusehen fand, die nöthigen Veränderungen, die zur Verbesserung des Ganzen durchaus nothwendig waren und ähnliche Verrichtungen mehr, liessen den Sehnsüchtigen dennoch unter zwey Monaten nicht an seine Abreise denken. Auf den Flügeln der Liebe eilte er nach vollendeter Arbeit nach P***, fand aber seine Gemahlin nicht daselbst. Seine Freunde benachrichtigen ihn, daß diese das schöne nahgelegene Dorf *** zu ihrem Auf-

enthalte während des Frühlings und seiner Abwesenheit gewählt und deshalb bei dem Prediger des Orts eine Wohnung bezogen habe. Ohne Rast setzte sich der Rittmeister zu Pferde und flog nebst seinem Reitknechte dem bekannten Dorfe zu. Er eilt in die Wohnung des Predigers. Niemand kommt ihm entgegen. Er stürmt die Treppe hinauf, alle Zimmer sind leer. Jetzt kommt aus einem Kabinet das Kammermädchen seiner Gemahlin — in Trauer. Ach! sind Sie endlich da, gnädiger Herr! rief sie hastig. Um Gotteswillen, was ist? unterbricht sie der Rittmeister, dem schon alle Schrecken der Hölle die Brust zerfleischen.

Und Sie wissen nicht? — Nein, nein! fleht der Zerstörte und zerrt sie fort zu dem eben eintretenden Prediger. Dieser bittet ihn um einige Augenblicke Ruhe und beginnt folgende Erzählung. Daß ihre Frau Gemahlin mir die Ehre erzeigte bei ‚mir während

Ihrer Abwesenheit zu wohnen, wissen Sie. Meine Familie nebst mir zählt diese Tage unter die heitersten unseres hiesigen Aufenthaltes. Ihre Frau Gemahlin leistete meiner Gattin und mir auf unsern Spaziergängen Gesellschaft; bald lasen wir, bald scherzten wir, bald erzählte ich wichtige Momente aus der älteren und neuern Geschichte. So flohen unsere Tage schnell, heiter und nützlich. Vor acht Tagen, Abends, zu einer Zeit, wo mich Amtsgeschäfte entfernt hielten, kehrte Ihre Frau Gemahlin nebst ihrem Kammermädchen allein von einem Spaziergange zurück. Dem Pachter war ein wilder Stier entlaufen, er rannte die lange Strasse hinab, in der sich gerade Ihre Frau Gemahlin befand und stieß diese zu Boden, ohne sie jedoch äusserlich zu verletzen. Das Kammermädchen hatte sich voll Todesangst in ein Nachbarhaus gerettet. Man fand die Dame in Ohnmacht und brachte sie besinnungslos

in mein Haus. Bald kam ſie jedoch wieder zu ſich, klagte aber über heftige Schmerzen, welches um ſo natürlicher war, da ſie ſich, wie Sie wiſſen, in dem ſechſten Monate ihrer Schwangerſchaft befand. Ich bot Alles, was in meinen Kräften ſtand, zu ihrer Rettung auf. Die beiden berühmteſten Aerzte aus P * * * trafen ein, verordneten und gaben große Hoffnung zur Geneſung.

Aber jetzt trat ein Umſtand ein, der alle unſere Anſtalten vereitelte. Ihre Frau Gemahlin kam am andern Tage mit einem todten Kinde nieder und ſtarb drei Stunden darauf, gelaſſen, ergebungsvoll, als Chriſtin. Hier konnte der Prediger vor Weinen nicht weiter fortfahren. Der Rittmeiſter ſelbſt war beſinnungslos und ſtarrte wahnſinnig die Tröſtenden an. Am andern Tage verlangte er von dem Prediger, zum Grabe ſeiner verewigten Auguſte geführt zu werden. Dieſer ſuchte es abzulehnen, aber vergebens.

Hier, sagte das Mädchen, als sie einige Schritte vor der Schmiede vorüber waren, hier trug sich das Unglück mit der gnädigen Frau zu. Der Rittmeister blickte auf und hatte zum erstenmal wieder Thränen. Sie befanden sich jetzt an dem Ende des Dorfes in der Nähe des Kirchhofes. Hier ist der Kirchhof, sprach der Prediger, zur Rechten deutend. Der Rittmeister fuhr auf, sah um her und schrie dann plötzlich: um Gottes willen meine Ahnung! Dort ruht Auguste unter der Linde. Verwundert befahte es der Prediger und suchte den Zerstörten zu beruhigen. Doch vergebens! Dieser riß sich los, stürzte auf den Kirchhof und sank unter der Linde lautweinend auf das frische Grab seiner entschlummerten Gattin. Nach einiger Zeit, als die ersten stürmischen Gefühle vorüber waren, hob ihn der Prediger sanft empor, zog ihn an seine Brust und weinte mit ihm. Diese Theilnahme gab allmählig dem Unglücklichen seine Fassung wieder. Arm in Arm kehrten die

Trauernden hierauf zurück. An welchem Tage und in welcher Stunde ſtarb meine verewigte Gattin? fragte nach der Rückkehr, der Rittmeiſter den Prediger. Es war am 13ten May, Abends drei Viertel nach ſieben Uhr.

Haſtig griff bei dieſer Ausſage der Erſtere nach ſeiner Schreibtafel, las, erblaßte und reichte ſie dann zitternd dem Staunenden. Alles traf zwiſchen dem Ort und dem Tage, an dem v. G. jene oben erwähnte Erſcheinung hatte und dem Todestage ſeiner Gattin aufs Genaueſte zu. Jenes war der 13te May, wie dieſes; die Stunde, der Kirchhof, die Linde; Alles traf ein. Sogar der Ort, an welchem der Rittmeiſter zuerſt die Erſcheinung erblickt hatte, war derſelbe, wo ſeine Gemahlin den Unfall erlitt, welcher ihr den Tod brachte. v. G. erzählte, nachdem er ſich wieder geſammelt hatte, den Zuſammenhang der Geſchichte dem ſtaunenden Prediger, der über dieſes wundervolle Verhängnis betroffen und gerührt

war. Er fühlte wohl, daß alle, selbst philoſophiſche Waffen im Kampfe gegen die Erklärung jener ſonderbaren Erſcheinung nichts vermöchten. Der Rittmeiſter nahm bald nach dieſem traurigen Ereignis, das alle Freuden ſeines Lebens untergraben hatte, ſeinen Abſchied, ſiedelte ſich bei ſeinem neuen Freunde an und beſchloß bis ans Ende ſeiner Tage, in der Näh. von Auguſtens Grabſtätte zu weilen. *)

* Ein Seitenſtück zu dieſer Geſchichte theilt uns Käſtner mit. Hier iſt die Käſtneriſche Erzählung größtentheils mit ſeinen eigenen Worten.

„Ich hatte" ſo beginnt er, „in Leipzig einen Zuhörer, der aus einer Hauptſtadt Deutſchlands und zwar aus einer in der gelehrten Geſchichte berühmten Familie war. Der junge ſehr gebildete Mann kam mit vielen Kenntniſſen auf die Univerſität und widmete ſich daſelbſt der Philologie, den ſchönen Wiſſenſchaften und der Mathematik mit glücklichem Fleiße. Er ward Doktor und fing an Vorleſungen zu halten, wobei er jedoch ſehr einſam lebte und ſtets ſtudirte. Wenn ich ihn erinnerte, ſich zuweilen zu zerſtreuen, ſo antwortete er mir: zu meiner Erholung dient mir die Lektüre des Homer. An einem

Winterabend erhielt ich von ihm ein französisches Billet, des Inhalts: Es erschienen an jedem Abend wundervolle Bilder an der Wand seines Zimmers, die Beziehung auf sein künftiges Schicksal hätten, obgleich sie unstreitig durch eine Zauberlaterne aus einem benachbarten Hause in seiner Wohnung dargestellt würden. Er lade mich ein, Zeuge hiervon zu seyn. Ich kam, fand ihn sehr ruhig und besonnen und sprach mit ihm über jene Erscheinungen, die er als natürliche Produkte einer Laterna magica mir angab. Plötzlich blickte er starr auf die rechte Wand seines Zimmers, rief: „Sehen Sie!" und beschrieb mir dann mit der Genauigkeit eines Gemäldebeschauers, die Scenen der Bilder, die ihm erschienen. Ich sah wie natürlich, nicht das Geringste. Er bedauerte zum Schlusse den Aufwand der Menschen, die sich um ihn solche Mühe gäben um ihn zu ihren Zwecken zu bestimmen. Ich wagte es nicht, ihm zu widersprechen und verließ ihn, voll Bedauern. Er starb einige Jahre darauf."

Die drei Lehren.

Das Ende meines Lebens naht, ſprach einſt Sophus, der Liebling Veſpaſians, zu ſeinem Sohne. Du kennſt die Opfer, welche ich dem Kaiſer und dem Staate ſeit langen Jahren brachte. Die Erkenntlichkeit des erſteren nebſt der Rückſicht auf deine Talente laſſen mich daher mit hoher Wahrſcheinlichkeit hoffen oder vielmehr fürchten, daß du nach meinem Tode die Stelle deines Vaters einnehmen werdeſt. Für mich, wahrlich! keine erfreuliche Ausſicht. Denn nicht Talente allein, ſondern weit mehr ein hoher Grad von Lebensklugheit, Geiſtesgegenwart, Kennt-

niß und weiſe Behandlung der Charaktere, Erfahrung und ſchnelle Benutzung des Augenblicks, gehören dazu, um als Höfling auf dieſer ſchlüpfrigen Bahn nicht zu ſtraucheln. Ach! und wie viel dir hiervon noch fehlt, dies zu beurtheilen, überlaſſe ich deinem eigenen Gefühl.

Sophronius geſtand erröthend ſeine Schwäche. Sophus fuhr fort: du kennſt die Verhältniſſe unſeres Hofes, kennſt den Geiz und die übrigen Schwächen des Imperators; ich muß dich alſo hier deiner eigenen Erfahrung überlaſſen. Doch verſprich mir, drei Lehren vorzüglich zu befolgen und ich werde ruhiger von der Erde ſcheiden.

Sophronius verſprach, Thränen im Blick, die genauſte Erfüllung der väterlichen Lehren.

So höre: fuhr Sophus fort. Erſtens: Bitte nie um das Leben eines Verurtheilten. Zweitens: Lade nie Gäſte zu deiner Tafel, welche an Rang und

Macht über dir ſtehen. Drittens: Vertraue nie deiner Gattin, ſey ſie auch die Treue und Verſchwiegenheit ſelbſt, einen Gegenſtand von hoher Wichtigkeit.

Nur dieſes? fragte Sophronius nach geendigter Rede verwundert ſeinen Vater. Wie gern will ich jene Grundſätze befolgen. Sophus ſtarb wenige Tage nachher. Kaiſer und Volk trauerten wahr und tief um den Todten. Der erſtere hatte in ihm einen unbeſtechlichen Freund, einen nicht ſchmeichelnden aber bewährten Rathgeber, das letzte eine Aegide gegen Bedrückung und Ungerechtigkeit verlohren. Vespaſian glaubte die Verdienſte des Vaters am würdigſten dadurch zu belohnen, daß er deſſen Sohn in die Ehrenſtellen deſſelben einſetzte. Bald galt Sophronius als Liebling Vespaſians, als Freund und Gefährte des kaiſerlichen Prinzen Titus. Er ſchien die Furcht ſeines Vaters Lügen zu

ſtrafen, denn er betrug ſich im Glück mäßig, weiſe und vorſichtig. So erfreute er ſich mehrere Jahre hindurch der unwandelbaren Gunſt des Kaiſers und der innigſten Freundſchaft ſeines Sohnes.

Einſt wurde die Schatzkammer erbrochen, der Räuber entdeckt und zum Strang verurtheilt. Der Verbrecher ward zur Richtſtätte geleitet. Eine zahlloſe Volksmenge folgte. Das Getümmel zog auch den Sophronius herbei. Er erblickte in dem Thäter einen Jüngling von der edelſten Geſtalt. Das allgemeine Bedauern folgte dem Unglücklichen. Die Freunde des Sophronius und ſeine Gemahlin beſchworen dieſen, den Verurtheilten zu retten. Man ſchilderte ihm den Unglücklichen, als einen jungen Menſchen von guter Familie, welchen Leichtſinn und Leidenſchaften in einem furchtbaren Augenblicke des Kampfes zwiſchen öffentlicher Schande und heimlichem Verbrechen, zu dieſem

Schritte verleitet hätten. Sophronius ließ ſich von ſeinem eigenen Herzen und der edlen Geſtalt des Jünglings beſtochen, dazu überreden. Er befahl dem Zuge anzuhalten, flog zu ſeinem Freunde Titus und erhielt von dieſem die Gewährung ſeiner Bitte, unter der ausdrücklichen Bedingung, den Verbrecher zu ſeinem Leibeigenen zu machen. Kaum hatte er die Zuſage des Gütigen, als ihm des Vaters ſtrenges Verbot, keinen Verbrecher vom Tode loszubitten, einfiel. Allein die Beſchämung, ſeine kaum gethane Bitte zu widerrufen, das Gefühl, einem Menſchen das Leben zu retten und die Gewißheit, die Hoffnungen ſeiner Freunde erfüllen zu können, ließen ihn den Gedanken an jene feſte, ſeinem Vater auf dem Sterbebette gethane Zuſage unterdrücken. Doch geſchah dieſes nicht ohne heimliche Misbilligung ſeines Gewiſſens. Er kehrte jetzt zurück und verkündigte dem angſtvoll Harrenden, Freiheit.

Dieſer ſtürzte wonnetrunken zu ſeinen Füßen; das Volk jauchzte. Heil dem edlen Sophronius! Heil dem Retter der Unglücklichen! jubelten zehentauſend Stimmen. Sophronius kehrte unter der Begleitung ſeiner Freunde mit ſeinem neuen Sklaven nach Hauſe. Dort warf ſich der errettete Kleopax abermals zu den Füßen des Sophronius.

Dieſer hob ihn auf und fragte den Freudeglühenden, was ihn zu jenem Verbrechen verleitet habe? Die drei groſſen Feinde der Römertugenden, erwiederte er: ungemiſchter Falerner, Cytherens Prieſterinnen und das Würfelſpiel. Das letzte war die eigentliche Veranlaſſung zu meiner That. Ich verlohr in einer unglücklichen Nacht Alles, ſpielte auf Treue und Glauben weiter und ſuchte, zerſtöhrt von nächtlichen Ausſchweifungen, in dem Pallaſte des Titus, in welchem ich durch Vertraulichkeit mit einigen ſeiner Diener, heimiſch war, durch Raub meinen Verluſt

zu erſetzen. Ich wurde ergriffen und mit Recht verurtheilt. Das übrige weißt Du. Ich bin noch jung, meine Verirrungen und ihre ſchrecklichen Folgen haben mich weiſe gemacht. Dir und deinem Dienſte, großmüthiger Retter meines Lebens! ſey jeder Augenblick deſſelben geweiht. Kleopar ſchien Wort zu halten und Sophronius das gebrochene Verſprechen zu vergeſſen. Dieſer ſtieg immer höher in dem Vertrauen des Imperators, ſo wie in der herzlichen Liebe des Titus zu ihm. Eines Tages, da Sophronius entzückt von einer neuen Gnade ſeines Herſchers heimkehrte und ſeiner Gemahlin freudetrunken das Ereignis erzählte, ſprach dieſe zu ihm Folgendes: Theurer Gemahl! das Vertrauen des Kaiſers und die Freundſchaft ſeines herrlichen Sohnes ehren Dich, wie noch keinen ſeiner Miniſter. Längſt ſchon wäre es heilige Pflicht für uns geweſen, unſeren Dank für die Auszeichnung, welche dir

widerfährt, öffentlich durch irgend ein glänzendes Fest darzubringen. Du weißt, daß unser hetruriſches Tafelgeſchirr geſtern angekommen iſt. Wie wäre es, wenn wir den Hof zur Tafel lüden und den Imperator nebſt ſeinem Sohne erſuchten, die Freuden des Mahles durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Der eitle Sophronius lächelte und ließ ſich von der Schwäche ſeiner Gemahlin hinreißen, ihren Plan anzuhören.

Wie würde das Volk ſtaunen, ſprach ſie, wenn es den Kaiſer in unſerm Hauſe erblickte, welcher Triumph müßte des Herrſchers Anweſenheit uns über unſere Feinde bereiten, wie ſehr würde ſie das Vertrauen und die Ehrfurcht unſerer Freunde und Klienten gegen uns vermehren!

Flora ſetzte ihrem Gemahl ihre Ideen in Beziehung auf die Anordnung des Feſtes auseinander und gewann durch ihren richtigen Geſchmack und die Phantaſie ihrer Darſtel-

lung, den Geſchmeichelten völlig für ihre Entwürfe. Schon hatte ſie noch während ſeiner Anweſenheit deshalb einige Befehle an ihre Sklaven ergehen laſſen, als ſie plötzlich eine Veränderung in den Mienen des Gemahls bemerkte; ſeine Stirn furchte ſich, ſeine Augen wurden düſter.

Wir müſſen dennoch, begann er, den Plan zu dem Feſte aufgeben, geliebte Flora! ich verſprach dem ſterbenden Vater, nie Höhere als ich bin znm Mahle zu laden. Einmal habe ich ſchon ſein Gebot bei der Lebensrettung Kleopax übertreten. Bei der zweiten Verſuchung will ich meinem Worte treuer bleiben.

Und du bereuſt die erſte Uebertretung? fragte lächelnd Flora den Verlegenen.

Gewiß nicht, erwiederte Sophronius, aber — Aber, fiel hier ſeine ſchöne Gemahlin mit komiſcher Parodie ein, die ihr ſo gut ließ; aber alte Leute werden wunderlich und junge haben das Recht und Bedürfnis,

das Leben zu genießen, ſo lange das Blut noch ſchnell und ſprudelnd in den Adern kreiſt. Laß mir die Freude, den Imperator und deinen Freund Titus zu bewirthen. Ich übernehme alle Anſtalten und ſo biſt du ja frei von jedem Vorwurfe der Uebertretung. Mit dieſen Worten umarmte die reizende Flora ihren Gemahl und verſchloß ihm den Mund zu ferneren Einwendungen mit ſüſſen Küſſen. Ueber die Sophiſtin lächelte Sophronius und ſchwieg. Die Gäſte wurden geladen.

Vespaſian und Titus erſchienen. Seit den Zeiten des Lukull und Apicius hatte man zwar mehr Verſchwendung bei den Freuden des Mahles unter Kaligula und Nero, aber nicht mehr Geſchmack und zweckvolle Anordnung mit Pracht und Reichthum vereint geſehen wie bei dem Feſte des Sophronius. Der Hof ſtaunte; der Imperator ſelbſt bewunderte die ſinnreiche Anordnung, die künſt-

lichen Geräthschaften, die prachtvollen Gefäße. Als aber bei jedem Gange die Pracht des Geschirres sich mehrte, da wurde der Kaiser zerstreut und immer zerstreuter, und da bei den letzten Gerichten des Nachtisches, die silbernen Gefäße alle mit goldenen vertauscht wurden und die seltensten Weine aus krystallenen Springwerken sprudelten, da konnte Vespasian einen geheimen Grimm kaum mehr verbergen. Er verließ bald nach aufgehobener Tafel die Versammlung mit seinem Gefolge. Habsucht war bekanntlich ein Hauptfehler in dem Charakter dieses sonst würdigen Herrschers. Kaum war er in seinem Pallaste angekommen, als er sich und einigen seiner Vertrauten, die Bemerkungen, welche er schon während der Tafel in dem Hause des Sophronius im Stillen machte, hier laut wiederholte. War es nicht, so begann er, als wollte dieser Knabe, dessen Glück ich schuf, dessen Leben von meinem

Wink abhängt, durch ſeinen ungeheueren Aufwand, durch ſeine plumpe Prahlerei meiner kaiſerlichen Hoheit ſpotten. Die Höflinge bejahten ſchadenfroh und glücklich über den wahrſcheinlichen Fall des bisherigen Lieblings, die Frage des gereizten Herrſchers. Jeder der Anweſenden wußte ein anderes Beiſpiel von ungeheuerer Verſchwendung an der Tafel des Sophronius, deſſen Geſchmack und Bewirthung ſie noch vor einer Stunde laut und mit Begeiſterung prieſen, dem Kaiſer anzugeben. Und von wem hat er dieſe Schätze? fuhr Veſpaſian fort. Das Privatvermögen ſeines Vaters war bedeutungslos, denn dieſer war unbeſtechlich und ein ſparſamer Haushalter. Er vermied es zu glänzen und ſtrebte vielmehr, im Verborgenen Gutes zu wirken. Welch ein Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinem thörichten Sohn! Mir oder dem Staate hat dieſer ſeinen Reichthum entwendet, ſo ſchloß der erhitzte Imperator, darum

ſollen jene Schätze auch wieder in ihren Urquell zurückfließen.

Am andern Morgen befahl der Kaiſer, alle Prachtgefäße, welche am vergangenen Tage die Tafel des Sophronius ſchmückten, dieſem hinweg zu nehmen. Es geſchah und Sophronius ſah aus dem Verfahren des Imperators, ſeinen nahen Untergang voraus. In dieſen ſchrecklichen Augenblicken ſtand die Geſtalt ſeines ſterbenden Vaters ihm vor Augen und noch tönten deſſen Lehren in das Ohr des Ungehorſamen. Der Leichtſinnige verwünſchte jetzt ſeine Schwäche. Ich bin verlohren, rief er ſich ſelbſt zu, verlohren dadurch, daß ich zwei weiſe Regeln eines am Hofe ergrauten Vaters unbeachtet ließ; die Nichtbefolgung der dritten kann mich kaum unglücklicher werden laſſen, als ich ſchon bin. Ich möchte wohl den Verſuch wagen, ſetzte er nach einigem Beſinnen hinzu, ob auch bei der dritten Lehre, die Erfahrung

meines weiſen Vaters Recht behält. Nach langem Kampfe ſendete er Boten ab, erhielt Antwort und eilte hierauf am kommenden Morgen zu ſeinem Freunde Titus. Dieſer nahm ihn freundlich auf, tröſtete den Beraubten und hoffte mit ihm, daß auch hier die Zeit unſtreitig die beſte Mittlerin zwiſchen den Entzweiten ſeyn würde. Sophronius dankte für den Troſtſpruch, bat um die Fortdauer ſeiner Gnade und ſagte dann, daß er einen Auftrag von ganz eigener Art an ihn habe.

Und der iſt? fragte Titus mit geſpannter Neugier. Eine Fremde von königlichem Range und was mehr ſagen will, von göttlicher Schönheit hat Dich o Cäſar! bei deinem Triumphe erblickt. Sie war um dieſes Schauſpiels willen, nach Rom gekommen, ſah Dich und rief aus: Ein Gott hat ihm ſeine Geſtalt geliehen; dies iſt nicht Titus, dies iſt der junge Mars, wie er Cytheren erſchien. Sie will, ſie kann nicht aus dem großen

Reiche ſcheiden, ohne Dich vorher noch einmal geſehen und geſprochen zu haben.

Wo wohnt ſie? fragte der Geſchmeichelte.

Auf dem Landgute meiner Schweſter Tullia, ſechs Meilen von hier, auf der Straße nach Kapua. Hier in dieſem Briefe an mich, findeſt du die ehrfurchtsvolle Einladung meiner Schweſter, ihr die Gnade deines Beſuchs auf einige Tage zu ſchenken.

Titus las, lächelte und beſchloß nach einigen von ſeinem Freunde Sophronius beſeitigten Einwendungen, das Abentheuer zu beſtehen.

Nur eine Bedingung macht meine Schweſter und ihre Freundin: ſtrenge Verborgenheit und tiefes Schweigen über den Ort deines Aufenthalts, während deiner Abweſenheit von Rom!

Titus verſprach es und eilte noch an demſelben Tage auf Tullias Landgut. Dort machte die unterrichtete Schweſter den gütigen

Titus mit der Urſache bekannt, weshalb Sophronius den kaiſerlichen Freund getäuſcht und dadurch ſeine Entfernung von Rom bewirkt habe. Dieſe gehörte nothwendig in den Prüfungsplan der Gemahlin deſſelben, um dadurch die Haltbarkeit und Wahrheit der dritten Lehre des weiſen Sophus zu erfahren. Tullia war zu ſchön und geiſtreich, um den Titus ſeine Reiſe bereuen zu laſſen. Die Reitze des herrlichen Landguts beim Eintritt des Frühlings, der Umgang mit ſchönen Frauen, vereint mit der wünſchenswerthen Erholung von drückender Geſchäftslaſt, ſchufen dem erheiterten Cäſar die drei Tage ſeiner Abweſenheit von Rom, in eben ſo viele Stunden um. Dennoch war er begierig auf die Entwicklung des Plans ſeines Freundes Sophronius.

Kaum war Titus von Rom entfernt, ſo kehrte Sophronius, dem Anſcheine nach zerſtöhrt und angſtvoll nach Hauſe zurück.

Flora kam ihm entgegen. Was fehlt dir? fragte ihn die Erschrockene; trifft uns ein neues Unheil? —

Verlegen und ausbeugend antwortete ihr der Gemahl mit halben Worten.

Was sehe ich! rief sie erbleichend und fuhr zurück, dein Gewand ist mit Blut befleckt. Weinend flehte sie den Verwirrtscheinenden um Aufklärung dieses Ereignisses. So bin ich denn verrathen! rief Sophronius mit Entsetzen; wohlan, ich will dich von meinem Unglück unterrichten, aber ich flehe dich um Verschwiegenheit, denn von ihr hängt mein Leben ab.

Flora versprach Alles und vernahm aus Sophronius Munde folgende Erzählung.

Ich war im Begriff, diesen Morgen auszugehen, als ich den Cäsar Titus vor meinem Garten vorbeigehen sah. Ich lud ihn ein, näher zu treten; er that es mit sicht-

barer Kälte. Auch Titus ist mein Feind geworden! rief ich erschüttert aus.

Nicht dein, sondern deines Leichtsinnes und deiner Verschwendung Feind, erwiederte der Cäsar und begann mit bitterem Tadel mein Fest zu schmähen.

Ich vertheidigte mich, suchte ihn von der Reinheit meiner Absichten zu überzeugen, aber vergebens.

Je mehr ich sprach, je heftiger wurde er; endlich rief er entrüstet aus: es ist, wie ich sehe, vergebene Mühe, einen Mohren zu waschen, lebe wohl und versuche es, weiser zu werden. Mit diesen Worten wollte er forteilen.

Ich hielt ihn zurück, er wurde heftiger und schalt mich einen Thoren; auch ich verlohr die Geduld. Da zog er sein Schwerd, ich vertheidigte mich und hatte das Unglück, den Sohn des Kaisers zu ermorden.

Flora sank bei diesen Worten besinnungslos auf das Polster zurück. Als sie sich erholt hatte, fragte sie ihren Gemahl, wo sich der Leichnam befände?

Ich habe ihn eigenhändig unter dem Gebüsche des Parks begraben, erwiederte er. Du siehst nun, theuerste Flora! schloß Sophronius seine Rede, daß nur heiliges Schweigen mich retten kann. Ich bin ein Römer, wurde von einem Römer beschimpft und war in Gefahr, von ihm thätlich mishandelt zu werden, darum konnte ich nicht anders handeln.

Flora gelobte das strengste Schweigen und verging über dieses schreckliche Ereignis in Thränen. So fand sie ihre Freundin Kamilla, die Gemahlin des Feldherrn Philippus am Abend. Was fehlt dir, meine Theure? fragte die besorgte Kamilla. Warum in Thränen? Ich fand dich doch neulich über den Verlust deiner Kostbarkeiten sehr getröstet.

Flora haſchte verlegen nach Ausflüchten. Kamilla wurde dringender. Du weißt es, geliebte Jugendgeſpielin! fuhr ſie fort, daß wir von Kindheit an, unſere Freuden und Leiden uns vertrauten und ſo dieſelben gemeinſchaftlich, leichter trugen. Warum zögerſt du jetzt, in das treue Herz der Freundin, deinen Kummer zu ergießen? Flora wurde erweicht und nach den heiligſten Schwüren der Freundin, das Geheimnis wie ihr Leben zu bewahren, vertraute ſie ihr den Mord ihres Gemahls, an dem kaiſerlichen Prinzen begangen.

Kamilla ſchauderte aber verſprach in thränenvoller Umarmung, noch einmal ewiges Schweigen. Sie verließ ihre unglückliche Freundin und eilte nach Hauſe. Dort fand ſie ihren Gemahl Philippus, einen Günſtling des jungen Cäſars, in heftiger Unruhe. Er berichtete ſeiner Gemahlin, daß

man den Titus vermisse und der Kaiser sehr bestürzt darüber sey. Kamilla schwieg, obgleich ihr das Geheimnis beinahe das Herz abdrückte. Am folgenden Abend war die Unruhe des Feldherrn größer, der ganze Hof in der heftigsten Bestürzung. Philippus war bleich und genoß weder Speise noch Trank. Seine Gemahlin war in unbeschreiblicher Angst; dennoch schwieg sie. Als aber das Ehepaar den Torus bestiegen hatten, die liebende Gattin den Gemahl schlaflos erblickte und sein Seufzen vernahm, da vermochte sie nicht länger zu schweigen. Sie entdeckte ihm die Ursache von dem schnellen Verschwinden des kaiserlichen Prinzen und bat ihn am Schlusse ihres Geständnisses, doch ja! ihr Geheimnis zu ehren, das sie um der Ruhe ihres theuern Gemahles, Preis gegeben habe. Und von wem vernahmst du die Geschichte dieser Schreckensthat? fragte der Erstaunte.

Von der Gemahlin des Unglücklichen, erwiederte Kamilla.

Von Flora selbst?

Ja, meine Jugendfreundin vertraute mir ihr Unglück. Der Feldherr schwieg jetzt gegen seine Gemahlin. Allein schon in der Frühe des andern Morgens zeigte er die furchtbare That dem Kaiser an.

Sophronius wurde verhaftet und in einen unterirdischen Kerker geworfen. Das Volk, unbekannt mit dem Hergang der Sache, murrte über die Gefangennehmung seines Lieblings. Dieser ward von dem kaiserlichen Gerichtshofe zu dem grausamsten Tode verurtheilt. Hochverrath und Kaisermord hieß sein Verbrechen. Man suchte einen fühllosen Peiniger, der dem Unglücklichen die Qualen des Todes durch schreckliche Martern verlängern könne.

Allein es fand sich kein Henker. Sophronius lebte zu innig in dem Herzen des

Volks. Man verſprach endlich eine Belohnung von zehntauſend Seſtertien für dieſen Dienſt. Da trat Kleopar auf, welchen Sophronius vom Tode errettet hatte und erbot ſich, für jene Summe das Henkeramt zu verwalten. Die Bedürfniſſe dieſes Ungeheuers waren gröſſer, als ſeine Macht zu ihrer Befriedigung. Daher war ihm jedes, ſelbſt das abſcheulichſte Mittel willkommen, das ihm auch nur periodiſchen Genuß für ſeine Leidenſchaften verhies.

Das Volk wüthete, als es jenes Erbieten vernahm und wollte den unglücklichen Sophronius gewaltſam befreien.

Jetzt erſchien plötzlich Titus, einem Weſen aus höheren Welten gleich, in den Reihen der verſammelten Höflinge, vor dem Throne ſeines Vaters. Starres Entſetzen ergriff die Anweſenden. Veſpaſian eilte nach einem Augenblick des Staunens, vom Throne herab, in die Arme des Todtgeglaubten,

Wiedergefundenen. Titus warf ſich vor ſeinem Vater nieder und flehte ſeine kaiſerliche Macht um die Gewährung einer einzigen gerechten Bitte an. Veſpaſian berührte des Sohnes Haupt mit dem Scepter und verſprach es.

So flehe ich um Gnade für den ſchuldloſen Sophronius und um Wiedereinſetzung in ſeine Stellen, ſprach Titus. Freudig gewährte nach des Sohnes Erzählung von den Vorſchriften des Sophus und von der Nichtbefolgung des Sophronius, Veſpaſian ſein Verlangen. Sophronius erhielt ſich, weiſer geworden, lebenslang in der Gnade des Kaiſers und in der Freundſchaft des Titus. Kleopax aber empfing den Tod auf dieſelbe Art, wie er ſie ſeinem Retter bereiten wollte.

Gedichte.

Das neue Jahr.

Ein Geſicht.

In des entfloh'nen Jahres letzten Stunden
Sann ich dem Lauf der Zeiten düſter nach
Und ſo entſchlummert' ich auf ſtillem Lager.
Da — ſieh! welch reizend, lachendes Gefild'
Umfängt mich hier, in dieſem heitern Thal;
Doch iſt kein Ausgang ſichtbar, rings nur Felſen
Und feſt geſchloſſen iſt die ſchwarze Pforte.
Dort aber hemmt ein glänzend Silberthor
Und hinter ihm, ein dichter Nebelduft
Des ungeweihten Wandrers Blick und Schritte.
Ein Greis, gebückt, mit finſtrer Miene ſchleicht
An mir vorüber und es öffnet ſich

Die dunkle Pforte der Vergangenheit;
Verſchlungen hat das Eiſenthor den Alten.
Doch — welch ein neues Schauſpiel drängt ſich mir
Aus jener Silberpforte ſchnell entgegen!
Ein Knabe, blühend wie das Morgenroth
Und von der ſchönſten Jungfrau ſanft geleitet,
Tritt lächelnd in das heit're Thal hervor
Und über der bekränzten Scheitel ſchwebt
Ein hoher Jüngling, ernſt in Blick und Mienen,
Den Sonnenſtrahl der Wahrheit auf der Bruſt.

Das Götterkind betritt den grünen Pfad
Kaum an der Hoffnung ſanfter Hand, da lebt
Im ſtillen Thale plötzlich jeder Strauch,
Von allen Seiten wogt ein bunter Haufe
Und ſchnell umringen ſie den holden Knaben.
Der Jungfrau Lächeln zieht ſie magiſch an
Und jeder trägt vertrauensvoll die Wünſche

Des Herzens, laut dem holden Kinde vor.
Da ſtärkt auch mich der Hoffnung ſüſſes Winken,
Das Heiligſte was meine Seel' erfüllt,
Verkünd' ich jetzt dem ſchönen Götterknaben.
Vernehmt, was ich von ſeiner Huld erbat.

»O gieb, du Genius des neuen Jahres
»Der Menſchheit Frieden, eine ſchöne Kette,
»Der Eintracht Himmelsband umſchling' die Völker
»In Süd und Nord, am Rhein und Senegal.
»Dich aber theures Vaterland! vor allen
»Erfreue Dich der Ruhe ſtilles Glück!

»Der Herrſchſucht ſchwarze, blutige Megäre
»Hat mit der Krieges Fackel dich entzündet
»Und überall, wohin mein Auge ſchauet,
»Erſeh' ich grauſe, dampfende Ruinen,
»Zerſtöhrte Städte und verbrannte Dörfer,

»Die einſt in bunter Pracht dem Auge lachten,
»Blick' ich auf Leichen, blutgedüngte Felder
»Und bleiche Bettler, die mit naſſem Blick
»Sich von den Trümmern ihrer Habe wenden.

»Doch nach des Vaters ewigem Geſetz
»Strahlt heit'res Licht nach finſtrer Mitternacht,
»Folgt milder Seegen jeder Erdennoth.
»Dem Kampfe nur entſprießt der Ruhe Glück
»Und die Entbehrung krönt Zufriedenheit.

»Ach! würde doch auch uns, ihr deutſchen Brüder,
»Der deutſchen Ahnen ernſter Sinn verliehen,
»Der fern vom Taumel niedrer Luſt und Zwecke,
»Nur nach dem Höchſten, ſtill doch ewig ſtrebt.«

Hier winkt der Jüngling mit dem Sonnenſtrahl

Und ſenkt den Myrthenkranz in ſeiner Hand,
Es lächelt mir der Menſchheit Genius.

»Doch ſelbſt aus Trümmern, ſprach ich, ſproſſen Blumen
»Und Gutes keimt in jedem Menſchenalter.

»Einſt war die Zeit, da floh der Chriſt den Chriſten,
»Wenn nicht ein Tempel ſie zum Lobgeſang,
»Zum Preis des Vaters aller Welt vereinte;
»Jetzt liebt der Menſch den Menſchen, ſey er Chriſt,
»Sey er ein Heide, wenn Gefühl und Geiſt
»Ihn ſeiner Lieb' und Achtung würdig preißt.

»Einſt war die Zeit — noch ſträubt ſich mein Gefühl
»Bei der Erinnerung an jene Tage —
»Wo Jugendbildung nur ein Unding hieß.
»In dumpfe, finſtre Kerker eingeengt,
»War Formelnwerk der zarten Kleinen Qual,

»Der Schule Zwang war ihnen Bild der
Hölle,
»Erlösung nannten sie den Glockenschlag,
»Der des Tyrannen Herrschaft endigte
»Und die Geängsteten zur Freiheit rief.
»Jetzt aber eilt mit regem Feuereifer
»Der Kinder frohe Schaar zu lautern Quellen,
»Die aus des Lehrers Geist und reinem Sinn
»Des Wissens Durst in edler Leitung stillen.

»Heil euch! darum, — so fuhr ich fort —
Ihr Edlen,
»Die so für's Heil der künftigen Geschlechter,
»Für Staat und Jugendbildung kräftig wirken.
»Auch euch erfreue noch der Saaten Frucht,
»Die Ihr für ferne Zukunft ausgestreut
»Und gleich dem Weltgeist, im Verborgenen
»Der Menschheit bessre Zukunft still bereitet.

»Der Kirche gieb, o Genius des Jahres,
»Das Höchste, was den Christen adelt —
Duldung!

»Sie ſchenk' uns Liebe, ſchenk' uns Licht und Hoffnung.
»Dem Bürger gieb Gedeih'n in ſeinem Werke,
»Dem Handel Blüthe, nach ſo manchen Stürmen!
»Dem ſtillen, heiligen Familienkreiſe
»Vertrauen, Heil in Ehen und in Kindern;
»Und endlich ſtreue, holder Götterknabe!
»Die reinſten Freuden, die dein Füllhorn beut,
»Auf alle Guten dieſer ſchönen Erde,
»Die heiſſe Thränen ſtill und heimlich trocknen,
»So manchen Jammer im Verborgnen mildern,
»So manches Weh' in Wonne ſchnell verwandeln.
»Bewuſtſeyn ſey ihr Lohn im Erdenwallen
»Und ſanft ihr Heimgang in die ſchön're Welt.«

Auch meiner Sorgen Qualen wollt' ich jetzt
Vertrauensvoll dem holden Knaben klagen;
Da tönt' erſt leis, dann laut und immer lauter

Verworrnes Rufen zum betäubten Ohr.
Horch! welch Getöse; — hundert Stimmen rufen
Heil, Heil dem neuen Jahre! Plötzlich ist
Der Götterknabe, Pfort' und Thal verschwunden
Und ich — bin in dem neuen Jahr' erwacht.

Poetische Epistel.

An einen Jugendfreund.

Nicht der Gewohnheit Macht, noch fremdes Feuer
Stimmt heute zu dem Aufflug mir die Leier,
Mein Herz ist's, das zu dichten mir gebeut:
Dir, Theurer! deinem holden Lebensbunde
Sey jetzt in dieser stillen, ernsten Stunde
Ein Wort der Wehmuth und der Lust geweiht.

Der Wehmuth? Ja! für euch, ihr Himmelsträume
Des Jünglings, wo des Weltalls fernſte Räume
Die Phantaſie durch Brüderwohl vereint.
Ach! in den ſchönſten Lebensaugenblicken
Ward einſt von uns mit heiligem Entzücken
Der Traum geträumt, ergriffen und beweint.

Wir ſchwärmten; doch, ſo wie nur Beſſre ſchwärmen,
Die ſich zur That an fremder Noth erwärmen,
Mit reinem Herzen und mit freiem Blick.
Wir wußten, was wir waren, was wir wollten;
Daß wir dem Höchſten unſre Träume zollten,
War unſer Stolz, war unſres Daſeyns Glück.

Nicht zu genießen, nicht des Haufens Freuden
War unser Ziel, dem wir den Eifer weihten,
Ein höhrer Zweck beseelte unsre Brust.
Auch wir erkannten Posa's Ideale,
Auch wir durchbrachen kühn des Lebens Schaale,
Der Zukunft Spiegel war uns Lohn und Lust.

Daß dieser Göttertraum so schnell verschwunden,
Daß wir Gewährung hier noch nicht gefunden,
Zerstöhrt des Jünglings schönste Seligkeit;
Doch Mann und weiser Herrscher der Gefühle
Ringt er nach dem erreichbar — schönen Ziele,
Der Pflicht und reiner Menschlichkeit geweiht.

Laß' uns nicht trauern, Theurer! ob dem Bilde,

Das einſt mit Himmelsgluth das Herz uns füllte
Und jetzt verkannt in ſchwarze Nacht verſinkt;
Wem ſolche Bilder in der Seele glühen,
— Sey's auch, daß ſie auf Erden ſchnell verblühen —
Sie reifen dort, wo die Vollendung winkt.

Schön ſind der Menſchheit Looſe dir gefallen,
Wir wollen froh die Roſenpfade wallen
Womit die Gottheit unſer Leben ſchmückt;
Wer Gutes will, wird auch das Gute finden,
Laß' uns der Häuslichkeit die Kränze winden,
Ihr, die am Ziel uns lächelt und beglückt.

Wohl haſt du einen ſeltnen Kranz errungen,
Dir winkt von der Geliebten Arm umſchlungen,
Ein Daſeyn, werth der ſchönſten Ewigkeit;
Sie einigt mit des Geiſtes lichtem Strahle

Der Herzensbildung reinſte Ideale,
Und beides Dir und deinem Glück geweiht.

Iſt denn auch jene Kette nicht vorhanden,
Die uns mit des Gefühles Geiſterbanden
Harmoniſch an des Bundes Glieder reiht;
So ſey dafür im engern, ſüßern Bunde
Am Arm der Gattin, jede Lebensſtunde
Der Freundſchaft und der Liebe Glück geweiht.

Heil darum Euch und euer Bundesweihe!
Beglückt durch Einklang, Geiſt und Herzenstreue
Schließt Ihr der Liebe ſeligſten Verein.
O! möchtet Ihr in dieſen ſchönen Stunden
Von Hymens jungen Freuden ſanft umwunden,
Nur der Erinnrung Traum dem Freunde weih'n!

Auf Pfeffels Bild,

im Muſeum zu Frankfurt aufgeſtellt.

Zwar des äuſſeren Lichtes der Augen haſt du entbehret,
Aber durch inneren Glanz lohnt dir der Pythiſche Gott.
Schlummert von Raſen bedeckt, auch längſt dein freundliches Antlitz,
Strahlet dein trefflicher Geiſt, fernen Jahrhunderten noch!

Blumenlied

der Tochter an die Mutter.

Bei des jungen Frühlings Glanze
Bring' ich, theure Mutter! hier
Duftend und zum ſchönſten Kranze
Floras ſüſſe Kinder, Dir.
Wie die Blumen, ſchimmernd heute
Dir im Schmuck des Lenzes blüh'n
Sollen ſie, als Bild der Freude
Immer deine Bahn umzieh'n.

Dieſer Lilie zarte Weiſſe
Sey für mich der Jungfrau Bild
Und der Blume Deutung preiſe
Geiſt in Unſchuld ſanft gehüllt.
Jene Roſe dort umwindet
Blühend, dieſen Myrthenzweig;
Was dies Bild dem Herzen kündet,
Macht auch mich durch Liebe reich.

Hier dies Veilchen, wie beſcheiden
Birgt es ſich vor deinem Blick!
Schönes Sinnbild ſtiller Freuden,
Deutet es Familienglück;
Und dies Blümchen! Himmelsbläue
Schmückt den Kelch, der Blätter Licht,
Ach! es ruft mit heil'ger Treue
Stets Dir zu: Vergiß mein nicht!

Die Begrüßung.

Bruchstück eines didaktischen Gedichtes:

Frankfurt.

Dich singt mein Lied, erwählte Stadt der Deutschen,
Die einst dem Thron der vaterländ'schen Herrscher
Der ersten Weihe Kraft und Würde lieh.

Was du dem Vaterland in grauen Tagen
Der Vorzeit warst, das glüht lebendig noch
In der Erinn'rung rosenfarbnen Träumen
Und wundervoll erregts der Menschen Herz
Aus sicherm Port in halbenthüllte Fernen
Von dir, o Phantasie erhellt, zu blicken.

So wag' auch ich's, der Vorwelt dunkle Zeit
Vor Euren Augen magisch zu entfalten;
Der Krönung Pracht, der Kriege Schrek-
kensscenen,

Der Künstler Ruhm, der Messen froh Getümmel,
Der Jahreszeiten Lust und alte Sitte
In bunten Zügen kräftig Euch zu malen.

Ist mir es dann mit reger Lust gelungen
Im heitern Antlitz der Erinn'rung Lächeln,
Beim Blick auf diese Bilder Euch zu wecken,
Dann ist der schönste Lohn mir zugetheilt.

Der heiligen Bestimmung dir bewußt
Und stolz auf deines Strebens edlen Zweck,
Den alten Ruhm der Vaterstadt zu singen,
Beginn, o Muse, deinen kühnen Flug.

»Da liegt sie endlich, die so heiß Ersehnte,
»Umgürtet von des Maines gelben Wogen
»Und sanft geröthet von des Abends Glut.
»Da liegt sie, die des Lebens erste Freuden
»Der Jugend erste Seligkeit mir bot;
»Sie schloß in ihrer Mauern ernstes Dunkel

»Ach! alles, was mir theuer war auf Erden,
»Der Eltern graues Paar und die Geschwister,
»Der Freunde Kreis und theuere Verwandten.
»Willkommen mir, geliebte Vaterstadt!« —

So rief ich jauchzend aus des Wagens Enge
Und drückte meinen trefflichen Gefährten,
Den biedern Edmund, an mein klopfend Herz.
Er war ein Sprosse jenes tapfern Wrangels,
Der einst für Deutschlands Freiheit focht und siegte.
Gleich ihm erklimmte jetzt sein edler Enkel
In Sachsens Fluren kühn des Wissens Höhen,
Nach Geistesfreiheit ringend und nach Licht.

Die Krönungsstadt der römisch deutschen Herrscher,
Den Tummelplatz des vaterländ'schen Handels,
Das alte Frankenfurt in junger Schöne,
In frischer Kraft zu schauen, war er fern
Vom Norden bis zur Heimath mir gefolgt.

Kaum hatten wir das freundlich-schöne Städtchen,
Das die Natur so mütterlich bedacht
Und das in seinem kleinen, stillen Kreise
So manchen Guten, manchen Weisen birgt,
Kaum hatten Offenbach wir schnell verlassen,
Da prangten schon in fernen, großen Reihen
Der Vaterstadt Paläste tief im Grund.

Wer malt die Glut, die aus dem Blick mir stralte,
Als ich nach langer, langer Jahre Trennung
Die Herrliche zum erstenmal ersah.
Umkränzt vom Grün der schöngepflanzten Gärten,
Von stolzen Villen, fruchtbarn Ländereien
Erschien sie uns im Flammengold des Abends
Und heiße Sehnsucht wogt' in meiner Brust.
Im letzten Strahl des milden Maientages
Entgleiten auf des Stromes Spiegelglätte

Der Flöß' kleine Welt in langen Reihen
Und Fiſcherkähne zu dem Abendfang.

Jetzt waren wir auf vaterländ'ſchem Boden,
Uns winket ſchon das Schattengrün des Waldes,
Der freundlich ſich ans nahe Dörfchen reiht.
Ich trieb beredt des Wagenführers Eile,
Es fliehen pfeilſchnell Häuſer, Bäume, Gegend
Und ſchon erblicken wir auf nahem Hügel
Der deutſchen Ritter ſchön geleg'ne Mühle,
Von der ein Eden ſich den Blicken zeigt.
Zu unſres Wagens Seite wandeln heimwärts
Der Vorſtadt rauhe, kräftige Bewohner;
Noch fließt der Schweiß von ihren braunen Wangen,
Auf ihrer Schulter ruht das Feldgeräthe,
Sie kommen von dem Bau der fetten Fluren,
Die manch Erzeugniß edler Gattung liefern
Das Aug' und Gaumen reizt und mild erquikt.

Begrüßt vom Purpurlicht der Abendſonne
Fuhr raſſelnd jetzt der Wagen durch das Thor
Und uns umſchloß das Weichbild Sachſenhauſens.
Hier ruht an ihren Häuſern froh gelagert
Der Männer Kreis in traulichen Geſprächen
Von Krieg und Frieden und des Weinſtocks Gaben;
Indeß der Knaben laute Schaar die Straſſen
Mit lärmendem Getümmel ſchnell durchzieht.

Ein biedres Völkchen, alter Sachſen Enkel,
Die jener große Carl, von kleinem Eifer
Des Fanatismus angetrieben, fern
Vom Elbſtrom an des Maines Ufer pflanzte.
Noch regt ſich ihres Urſprungs Genius
Nach tauſend Jahren in dem ſpäten Sproſſen
Und kündet einer fremden Herkunft Stamm.
Aus ernſten Zügen ſpricht der Kraft Gefühl,
Das ſchnell und lodernd, aber truglos ſich
In Blick und Rede, wie im Handeln zeigt.

Vor vielem gilt der alten Sitte Recht,
Das ſtreng ſie, gleich des Glaubens Schatz bewahren
Und keiner unbeſchadet je verletzt;
Sie kennen nicht des Wortſchmucks feine Schlingen
Und ſagen laut des Herzens inn're Meinung,
Die ſie, wenns gilt, mit Gut und Blut behaupten.
Iſt aber in dem Glauben, wie im Wirken
Der Lehrer und der Freund bewährt erfunden,
Dann halten ſie mit felſenfeſtem Sinn
Auf eines ſolchen Mannes Wort und Leben
Und ſelbſt das Köſtlichſte iſt nicht zu hoch
Für ſeine Wohlfahrt willig es zu geben.

O! ſeltner Geiſt der alten deutſchen Treue,
Der einſt vor allen Völkern unſers Bundes
Des Vaterlands Bewohnern hohen Werth
Und ſtolzen Ruhm im Herz der Edlen gab;

Du fliehſt verkannt aus goldnen Prunkgemächern
Und bau'ſt in rohen, kräftigen Gemüthern
Dir für der Zukunft Dunkel, ſtill Altäre,
Die deine Glut der beſſern Nachwelt ſchirmen.

So ſprach ich, als — die Mauern plötzlich ſchwinden
Und uns, umfloſſen von des Stromes Wogen,
Der ſchöngeformten Brücke Wölbung trägt.
Im Zauberlicht der Abenddämmerung
Und von des Stromes Nebel rings umduftet,
Verlieren ſich der Häuſer lange Reih'n
In ſchwankender Geſtalt am Ufer hin,
Und Sternen gleich am blauen Horizont
Strahlt fernher Kerzenlicht aus den Gemächern,
Das ſich im Wiederſchein der Fluten ſpiegelt.

Vor allen aber ſtrebet hoch empor
Des Domes Kreuz in ernſter Majeſtät,
Und über ſeiner dunkeln Kuppel ſchwebt
Des Pfarrthurms braune, gothiſche Geſtalt.

Wie ward mir, als ich jetzt allmählich näher
Der wohlbekannten theuern Stätte kam,
Wo mich des Lichtes goldner Himmelsstral
Im Mutterarm zum erstenmal umfing.
Wer ist es, dem ein fühlend, menschlich Herz
Im regen Busen ernst und freudig klopft,
Wer ist es, dem nicht die Erinnerung
An seiner frühen Kindheit schönen Traum,
An jene Blütenzeit der Jugendtage
Die weiche Seele mit Entzücken schwellt? —

O! du, der Kindheit stilles Blumenleben;
Ihr, Geister meiner frohen Jugendstunden,
Die in des Daseyns Festminuten mich
Mit der Erinn'rung Rosenglut umschweben,
Empfangt aus reinem kindlichem Gemüth
Des Mannes Dank für eure Seligkeit.

Aus jeder Wohnung, die vorüber flieht,
Winkt mir ein Geist geschiedner Stunden zu.
Durch jene Straße wandelte ich früh
Im Dämmerlicht des Morgens, mit Gespielen,

Der Nachbarn Knaben, unſrer Schule zu,
Und hier am Brunnen war der Sammelplatz,
Der bei der Heimkehr uns, am Winterabend
Zu Schlittenfahrt und Schneemann froh ver-
band.

Schon faßt mein Blick des nahen Hauſes
Giebel,
Das meine Welt in frühen Tagen war;
Noch ſteht der Krämer hier mit weiſſer Mütze
Und grüßet freundlich die willkommnen Nach-
barn,
Noch ſitzt die Bäckerin am kleinen Fenſter,
Der Bretzeln wahrend und des Brodes Kauf;
Noch iſt der Obſtſtand an der Straßenecke
Mit goldnen Aepfeln, ſaft'gen Birn' vor-
handen,
Die oft mich reizten, ſeltner mich erquickten;
Allein der Nachbarn wohlbekannte Züge,
Wie hatte ſie des Alters Schnee gebleicht
Und ſie, mit denen ſchon das Kind befreundet,

Sie ſtarren fremd den Unbekannten an,
Entwachſen iſt der Jüngling ihren Blicken.

Jetzt hält der Wagen an des Hauſes Pforte;
Mit lautem Jubel ſtürzt der Diener Schaar
Aus des Gewölbes Räumen ſchnell hervor
Und heißt den Sohn im Vaterhaus willkommen.
Schon ſammeln ſich die jauchzenden Geſchwiſter,
Den Brudernamen hundertfältig rufend,
Sie faſſen rings mich an Gewand und Armen
Und ziehen im Triumphe mich empor. —

Da, — Heil der ſeligen Erinnerung,
— Da eilt dem Sohn, der Eltern graues Paar
Mit zitternd ausgeſtrecktem Arm entgegen.
Verklärung ſtrahlet aus den theuern Mienen,
Und an das Vaterherz ſinkt der Beglückte
Und in den Mutterarmen weinet er
Des heiligſten Entzückens Wonnethränen.

Lebensgenuß.

Wie man das Leben genießt? Ach! tausend Stimmen erschallen;
Lärmend schwatzen sie dir ewig von Lebensgenuß.
Dennoch ist tönendes Erz ihr Pathos und keiner versteht es
Dir zu sagen, wie du glücklich zu leben vermagst.
Zenos Jünger, ein Greis mit ernster, grämlicher Miene
Donnert des Meisters Gebot: »dulde und entbehre!« dir zu;
Rosenumkränzt reicht dort Anakreon trunken den Becher,
Frisch wie Hebe, kredenzt ihm ein Mädchen den Wein.
Aber die Stoa nicht, noch Bachus und Kyprias Gaben
Weihen zur heiligen Kunst: glücklich zu leben, dich ein;

Nur, wann im ſchönen Verein Hygea und Pallas dich ſchirmen,
Wandelt im ſicher'n Geleit glücklich zum Ziele dein Fuß.
An der Schwelle des Tempels, der würdig zu leben, dich lehret,
Winkt zum ſokratiſchen Mahl lächelnd Aſpaſias Freund;
Sieh' wie der göttliche Lehrer im Bund mit Uranias Schöne,
Wechſelnd in Geiſt und in Form, duftende Blüthen dir bricht.
Nippend am Freudenpokal, doch nie bis zum Boden ihn leerend,
Deutet der Weiſe die Kunſt — glücklich zu leben, im Bild.

Aufgegebene Deviſen,

Lidien überſendet.

1.

Die Halskette.

Nimm, o Theure! dies Kleinod, als Sinnbild des glücklichen Bundes,
Welcher, verſchlungen mit Dir, freundlich durchs Leben uns führt.

2.

Der Schwan, das Symbol der Reinheit.

Kindlichkeit des Gemüths und Herzensreinheit, ihr Holden,
Dreimal ſelig die Bruſt, die ihr zum Thron euch erwählt!
Wenn auch Mißgunſt und Haß das ſchuldloſe Leben dir trüben,
Durch das eigene Herz trittſt du gereinigt hervor.

3.

Das Ehepaar.

Willst Du das Höchste ergründen, Dir deutet es glückliche Liebe,
Welche den Gatten gleich Dir, heiligt, begeistert und schmückt.

4.

Die Gattin an der Wiege.

Für die Welt, da wirket der Mann, die Gattin im Hause;
Nur daß der engere Kreis schönere Früchte Dir beut.
Selig, wer gleich Dir, die Welt im Kreise des Hauses
Und den Himmel im Arm glücklicher Liebe genießt.

5.

Die Göttin der Freundschaft.

Heiliger Schatten, verbannt durch die Beschwörung des Haufens,
Komm in der Besseren Kreis heute versöhnt uns zurück;
Von der Freundin erwählt, sollst Du die Glücklichen kränzen,
Bis du zur schöneren Welt öffnest die rosige Bahn.

Huldigung.

Nicht das Formenspiel nur, der Reichthum des schönen Gemüthes
Ziehet den Besseren schnell zu dem Verwandten empor;
Aber, wo liebliche Form mit Geist und Empfindung sich gattet,
Huldigt der Sänger beglückt, dann der Vollendung Triumph.

Charaden und Logogryphe.

Charade

an eine junge Freundin.

Das erste Sylbenpaar erschließt zur Freude,
Zum bunten Spiel des Lebens, dir das Thor
Und an des Freundes, an des Gatten Seite
Spricht es als Pflicht zum Herzen, wie zum Ohr.
Der Tonkunst Meister nennt die dritte dir.
Dem Orpheus gleich, entlockt' er einst den Saiten
Durch süssen Klang, am tönenden Klavier,
Gefühl für Menschenglück und Menschenleiden
Und ewig glänzt sein Name wie sein Ruhm
In Phöbus und der Musen Heiligthum.

Im Ganzen thront am gelben Mainesstrande
Ein Fürstenpaar, der Unterthanen Glück.
Der Gottheit Seegen ruht auf jenem Lande
Und Seegen spendet dieses Paares Blick.

Willst du dein Leben glücklich einst genießen,
So mußt du dich an jene Guten schließen,
Die dort im schönen, geistigen Verein
Der Tonkunst sich und edler Freude weih'n.

Logogryph.

Vorwärts gelesen, erschein ich Dir als täuschender Körper,
Welcher die Ferne verhüllt und Dich in Dämmrung begräbt;
Rückwärts gelesen, bin ich die Hauptbedingung des Wirkens
Ach! und von ersterem doch immer das treffendste Bild.
Nur, wann einst Vorwärts und Rückwärts in himmlische Klarheit verrinnen,
Strahlet dem forschenden Geist truglos der Menschen Geschick.

Logogryph.

Soll man Dich, oft beſungnes, oft geſchmähtes Weſen
Sogar verblümt in Logogryphen leſen?
Herab das Haupt, das manchem Krösus gleicht
Und laut der Fabel, nicht dem Golde weicht!
Laß mich gedoppelt es an Leib und Schweif Dir binden
Und alle Niedrigkeit wird plötzlich von dir ſchwinden;
Ich finde dann in dir, was uns allein erhebt
Und über Zeit und Grab ins Reich der Geiſter ſchwebt.

Charade.

Die erſte von drei Sylben iſt
Ein neu'rer Dichter, doch kein Chriſt;
Ja! ſelbſt vernunftlos quillt aus ihr
Ein Born von ſüſſer Nahrung, dir.
Die beiden andern Sylben geben
So manche Luſt dem Jugendleben.
Ein Pärchen, ſchüchtern und verlegen,
Kommt hier ſich froh und frei entgegen
Und wiegt ſich unter buntem Schwarm
In holder Liebe weichem Arm.
Das Ganze zieht den fernen Sinn
Mit Wunderkraft zur Heimath hin
Und regt mit ſeinen milden Tönen
Zum Vaterland das heiſſe Sehnen.

Charade.

Die erſte Sylbe giebt allein dir Adel
Im Staate, mehr noch in der Sittenwelt
Und ohne ſie trifft Dich der Beſſern Tadel,
Biſt zwecklos du dem Thiere gleichgeſtellt.
Die beiden andern Sylben gaben
So manchem Großen, was wir haben
Ein feſtes Daſeyn, ſelbſt die Zeit
Scheut ihrer Werke Feſtigkeit.
Des Ganzen Sinn und Deutung zu entfalten,
Vermag ich nicht, um treu mein Wort zu halten,
Doch, ſiehſt du einen Mann, der gern die Klage ſtillt
Und im Verborg'nen hilft, wo Thränen fließen,
So kannſt du auf des Ganzen Deutung ſchließen
Und leicht iſt Dir der Name dann enthüllt.

Logogryph.

Vier Zeichen bilden mich;
Durch ſie beglück' ich Dich
Im Leben und im Spiel;
Doch öfter iſt dein Tauſch
Nach kurzem Wonnerauſch
Der Reue Qualgefühl.
Das Schönſte, was die Welt
Dem Herzen dargeſtellt
Faſſt dieſes Wortes Raum;
Doch, nach beglücktem Traum
Verkehre die drei erſten Zeichen
Und ſieh' dein Spielwerk dann erbleichen.
Es übt das neu geſund'ne Wort
Am alten, längſt gewohnten Mord
Und nach genoß'nem ſchnöden Raub,
Zerfallen Alt und Neu in Staub.

Charade.

Bild des Unendlichen ist von dreien, die erste der Sylben;
Heil dem Liebenden, der sanft an den anderen ruht!
Angstvoll strebet der Schiffer und mühsam, das Ganze zu finden,
Wann ein nahender Sturm drohet dem Schiffe Gefahr.

Logogryph.

An Ida.

Ewig jung und doch die älteste Schöpfung der Griechen,
Werd' ich öfter von Dir innig gefühlt als erblickt.
Wandle das Haupt mir zum Fuß, und in dem Zauber Aurorens,
Strahlet dem trunkenen Blick, Ida! dein liebliches Bild.

Charade.

Wann in den letzten zwey Sylben dir einst die Geliebte begegnet
Und mit trunkenem Blick innige Liebe dir schwört;
O! dann verſuche getroſt, was die erſten zwey Sylben dir deuten
Und auf hohem Olymp neiden die Götter dein Glück.
Längſt ſchon hat uns das Ganze in treffl ichen Liedern geſungen,
Wie die Liebe den Geiſt über das Schickſal erhebt.

Auflöſung der Charaden und Logogryphe.

1 Offenbach. 2 Nebel. Leben. 3 Eſel. Seele. 4 Ruhreigen. 5 Frei: maurer. 6 Dame. Made. 7 Meerbuſen. 8 Roſ. Roſe. 9 Roſe: garten.

Gedruckt bei H. S. Hauch in Offenbach.